THEOLOGISCH-PRAKTISCHE
QUARTALSCHRIFT

107. JAHRGANG 1959 4. HEFT

Der Teufel als Gegenspieler in Lourdes

Von Dr. Franz Burger, St. Andrä v. d. Hagentale (NÖ.)

So sehr es Bernadette nach der ersten Erscheinung zur Grotte zurückzog, fürchtete sie doch, nicht zuletzt durch die Vorhaltungen ihrer Mutter, einem Trugbild der Hölle zum Opfer zu fallen. Als sie am Sonntag nach dem Hochamt die Erlaubnis erhielt, neuerlich zur Grotte zu gehen, kam sie mit ihren Freundinnen überein, auf jeden Fall Weihwasser mitzunehmen und es der Erscheinung entgegenzusprengen. Mit den Worten: „Wenn du von Gott kommst, so tritt näher, wenn aber nicht, so weiche!", sollte diese gezwungen werden, ihren Ursprung zu offenbaren. Dieses Verhalten der Kinder war nicht unbegründet. Wir dürfen über dem Glanz, den Lourdes heute ausstrahlt und der sich in der Jahrhundertfeier zu einem Phänomen von säkularer Bedeutung entfaltete, den Schatten nicht vergessen, aus dem sich dieses himmlische Licht erhob. Wo Gott ist, ist auch der Teufel, und es wäre zu verwundern, wenn er sich in Lourdes nicht gezeigt hätte. Das Werk Gottes mußte sich auch dort gegen den Widerstand und die Gegenspiele des Widersachers durchsetzen.

Es liegt nicht in der Absicht dieses kurzen Überblickes, auf die verworrene Geschichte des Falles „Lourdes" einzugehen, die auf den geheimen Mitspieler hinweist, ohne ihn eigentlich sichtbar machen zu können, zumindest so, daß für einen Zweifel kein Platz mehr bleibt[1]). Hier soll nur von jenen Fällen die Rede sein, wo die Gegenwart und die Aktion des Widersachers augenscheinlich ist. Gewiß ließe sich auch hier das eine oder andere auf rein menschliche Weise erklären; da aber neben diesen weniger akzentuierten Fällen eine Reihe anderer steht, bei denen die dämonische Dazwischenkunft erwiesen erscheint, dürfen wir sie mit gutem Grund auch dort annehmen, wo man zur Not mit einer rein menschlichen Erklärung das Auslangen fände. Wir wollen „Lourdes" — nicht als Stadt, sondern als Gesamtheit der an der Grotte von Massabielle festgestellten Ereignisse verstanden — kurz vor den Erscheinungen, zur Zeit der Erscheinungen und nach den Erscheinungen im Hinblick auf die dämonische Dazwischenkunft betrachten und jeweils, soweit es sich durch theologische Evidenz nicht erübrigt, dazu Stellung nehmen.

---

[1]) Über die dämonische Wirkweise in der Welt, auf den Menschen und durch den Menschen vgl. meine Dissertation „Der Teufel und die Heiligen", S. 27 f. u. v. a.

1. Vor den Erscheinungen

Es mag auf den ersten Blick verwunderlich erscheinen, daß sich die Hölle schon vor dem Himmel an der Grotte kundgetan haben soll. Und doch scheint das so zu sein. Adelheid Monlaur, die sich mit ihren dreiundzwanzig Jahren bei ihrem Vater in Angles — ungefähr drei Kilometer von Lourdes entfernt — langweilt, berichtet ihrem priesterlichen Cousin in Diusse ausführlich über die Ereignisse in Lourdes und gibt dabei auch die „tausend Gerüchte" wieder, die in der Bevölkerung eine eigenartig erregte Stimmung schaffen. Ihr Bericht ist nichtsdestoweniger glaubwürdig. Sie gibt als Quellen für die nachfolgenden zwei Erzählungen einen aus Lourdes gebürtigen „homme de religion" an, der Lehrer in Jarret ist. Dieser hat die Begebenheiten von den Beteiligten selbst, ohne daß diese voneinander wußten, erfahren.

Einige Zeit vor den Erscheinungen kam ein Holzfäller mit einem Bündel Reisig auf dem Rücken an der Grotte vorbei, als er vom Regen überrascht wurde. Er setzte sein Bündel ab und ging in die Grotte, um vor dem Regen Schutz zu suchen. Doch kaum war er eingetreten, da hörte er ein Klagen und Wimmern, „als ob einer schwer litte"; er bekam darüber solche Angst, daß er die Grotte verlassen mußte und sich lieber bis auf die Haut durchnässen ließ, als länger darinnen zu bleiben. — Ein anderes Mal weidete ein Hirt in der Nähe der Grotte seine Schafe, als ihn ebenfalls der Regen zwang, in der Felsenhöhle Zuflucht zu suchen. Er wollte die Schafe in die Grotte hineintreiben, aber es war ihm unmöglich; die Tiere blökten auf eine ganz ungewöhnliche Weise. Daraufhin ließ er sie draußen und suchte selbst Unterschlupf; doch auch er hörte das Klagen und Wimmern und verließ trotz dem heftigen Regen die Grotte, weil er Angst hatte. Ein Jahr vorher sollen Fischer in der Grotte Licht gesehen und darüber solchen Schrecken empfunden haben, daß sie sich zurückziehen mußten[2]).

Diese Dinge erscheinen erklärlicher, wenn man bedenkt, daß schon lange vor den Erscheinungen im Volke dunkel der Glaube bestand, daß sich an der Grotte von Massabielle wunderbare Dinge ereignen würden. Ein Kind soll schon viele Jahre vorher erklärt haben: „Eines Tages wird man an der Grotte von Massabielle eine Kapelle erbauen." Der vorletzte Vorgänger Pfarrer Peyramales soll kurz vor seinem Tode gesagt haben: „Auf der Waldseite wird etwas Wunderbares geschehen", und der Großvater einer gewissen Frau Balencie, M. Dintrans: „In der kommenden Zeit wird es an den Grotten von Massabielle eine Erscheinung geben"[3]). Wenn

[2]) R. Laurentin: Lourdes. Dossier des documents authentiques. Tome I: Aux temps des seize premières apparitions. Paris 1957, Nr. 42, p. 229.

[3]) L.-J.-M. Cros SJ.: Histoire de Notre-Dame de Lourdes, d'aprés les documents et les témoins. Tome I, troisième édition, Paris 1925, p. 38 f. Der Fall ist zugleich eine Mahnung zur Vorsicht bei der gewiß nicht unberechtigten Kritik an den schematisierten Lesungen der II. Nokturn mit ihren häufigen indicia futurae sanctitatis.

also bereits die Menschen von großen Ereignissen an der Grotte eine dunkle Ahnung hatten, wird man dem Teufel und seinen Dämonen eine ähnliche Erkenntnis von der künftigen Bedeutung der Grotte nicht absprechen können. Der hl. Johannes vom Kreuz lehrt ausdrücklich, daß Gott es den Teufel wissen lasse, wenn er einem Menschen besondere Gnaden gebe; warum sollte das im Falle dieser Gnadenstätte nicht gelten?

Zudem war das Revier von Massabielle für den Teufel wie geschaffen. Im Sommer 1857 führte der Schweinehirt Leyrisse, vom Volk „Samson" genannt, seine Herden zur Grotte; die Tiere blieben von zehn Uhr morgens bis vier Uhr nachmittags dort, wälzten sich im Gave und drangen auch in das Innere der Grotten ein. Der Ort war von wildem Gestrüpp umwuchert, durch das man erst einen schmalen, kaum einen Meter breiten Pfad schlagen mußte, damit Samson mit seinen Schweinen überhaupt durchkonnte. Der Flurwächter kam niemals nach Massabielle. Schlangen waren dort keine Seltenheit. Wie die Fischer sagten, weideten manchmal arme Leute des Nachts ihre mageren Tiere dort auf Gemeindekosten, doch hat den kleinen Betrug niemand bemerkt. Massabielle war also der Tummelplatz für das Borstenvieh von Lourdes. Deshalb sagte man kurz vor den Erscheinungen von einem derben und schlecht erzogenen Menschen: „Der muß am Ufer von Massabielle aufgewachsen sein"[4]). Da der unreine Geist für die unreinen Tiere, die sich im Gave wälzten und in der Grotte wühlten, eine besondere Vorliebe zu haben scheint, wie das Beispiel von Gerasa zeigt, muß das Schweinerevier von Massabielle für den Bösen ein willkommener Tummelplatz gewesen sein.

2. Zur Zeit der Erscheinungen

Deutlicher hat der Teufel seine Dazwischenkunft zur Zeit der Erscheinungen zu erkennen gegeben. Bei der vierten Erscheinung am 19. Februar 1858 hat die Hölle ihre Visitenkarte abgegeben. Während Bernadette im Gebet versunken war, erhob sich ein furchtbares Getöse von unheimlichen Stimmen, das aus dem Inneren der Erde zu kommen schien und sich über den Fluten des Gave austobte. Die Stimmen stellten Fragen, überschnitten sich und stießen aufeinander, wie die Wortführer einer streitenden Volksmenge. Eine von ihnen übertönte alle anderen und schrie gellend voller Wut: „Pack dich fort! Pack dich fort!" Der Ruf klang wie eine Drohung. Daraufhin hob die Dame ihren Kopf und runzelte die Stirn, indem sie zum Fluß hinblickte, worauf die Stimmen von Schrecken ergriffen wurden und in alle Himmelsrichtungen auseinanderstoben[5]).

---

[4]) Cros a. a. O. p. 35 ff.

[5]) J.-B. Estrade: Les apparitions de Lourdes. Souvenirs intimes d'un témoin. 63e—82e mille, Lourdes 1926, p. 64.

Bernadette selbst scheint der Teufel daraufhin bis kurz vor ihrem Tode nicht mehr unmittelbar belästigt zu haben. Doch läßt eine Reihe von Ereignissen seine besondere Gegenwart und Aktion in Lourdes vermuten. Als hervorstechendstes Beispiel sei der Fall des Wirtes Laborde angeführt, den Adelheid Monlaur in seinen Einzelheiten von dessen Gattin selbst erfahren hat. Der Wirt machte sich nicht bloß über jene, die an die Sache bei der Grotte glaubten, lustig, sondern er verachtete auch Bernadette. Eines Abends, an dem er sich in seinen Spötteleien besonders hervorgetan hatte, sagte er: „Sollen die Blöden an diese Dummheiten glauben — ich koche hier meinen Kaffee." Er ging dann vor seiner Frau zu Bett. Als er eingeschlafen war, erhielt er von jemand, den er nicht sehen konnte, drei heftige Schläge in das Kreuz, dann wurde er an den Schultern gepackt und heftig geschüttelt, wobei man ihm sagte: „Glaubst du jetzt? Glaubst du?" Er konnte vor Schrecken kein Wort sagen; er wollte seine Frau rufen, doch konnte er nicht reden, das Wort erstarb ihm auf den Lippen, solche Angst hatte er. Als einen Augenblick später seine Frau kam, erzählte er ihr, was ihm zugestoßen war; sie riet ihm, das Kind um Verzeihung zu bitten. Seine Frau konnte sich von der Verwirrung ihres Mannes leicht überzeugen, zumal sie ihn verkehrt im Bette liegend fand, mit dem Kopf am Fußende[6]).

Über eine seltsame Lichterscheinung, die sich am Donnerstag, 4. März, zwischen sechs und sieben Uhr abends ereignet hat, berichtet ebenfalls Adelheid Monlaur. Da sahen die Leute, die vom Markt in Lourdes heimgingen, über der Stadt und in der Umgebung ein grelles, feuriges Licht in den Lüften, das eine solche Helligkeit verbreitete, daß man „auf zehn Schritte Entfernung eine Stecknadel hätte sehen und aufheben können". Die Lichterscheinung dauerte zwei bis drei Minuten. Und zwar sahen sie die Leute, die in Richtung Saint-Pé, wie auch jene, die in Richtung Angles gingen. Diese befanden sich eben beim Pulvermagazin; und von dort aus konnten sie die Ortschaften von Batsurguère gegen die Straße hin und in der Richtung nach Argelès sehen. Sie wurden von Schrekken ergriffen, kehrten nach Lourdes zurück und sagten: Der Wille Gottes geschehe! Sie traten in ein Wirtshaus ein und fanden den Wirt völlig erschreckt.

Handelte es sich um einen Meteor? Die Vermutung liegt nahe, und die Berichterstatterin spricht sie aus. „Dieser Meteor wurde von allen, die zu dieser Stunde vom Markt heimgingen, gesehen. Man weiß nicht, was es ist, aber jedermann war darüber verwundert." Vierzehn Tage später berichtet sie ihrem Cousin, was die Leute, die in Richtung Saint-Pé heimgegangen waren, gesehen hatten, und bringt dabei Details, die in der Erklärung auf eine andere Fährte lenken. Sie schreibt:

[6]) Laurentin a. a. O. p. 228. Der Fall wurde vom „Lavedan" aufgegriffen und in etwas veränderter Darstellung in Nr. 9/1858 gebracht.

„. . . Es waren ihrer sechs oder sieben Personen, darunter zwei, die Du selbst kennen mußt: Lacoste, der Gerichtsdiener oder Garrapit von Saint-Pé, der Hausherr, bei dem Abbé Monsarrat wohnte, und Capitayné von Montaut, ein Wilddieb. Als sie sich nun gegenüber der Grotte befanden, bemerkten sie zwei Lichter, die seitlich am Gave-Ufer hinfuhren und in ungefähr hundert Meter Entfernung an der Grotte vorbeiliefen, das eine oberhalb gegen Osten, das andere unterhalb gegen Westen. Plötzlich verschwanden die beiden Lichter, und man sah die Grotte sogleich wie von mehreren Fackeln erhellt. Als sie ein wenig weitergegangen waren, die Grotte aber noch sehen konnten, war urplötzlich unter ihnen ein so helles Licht, daß sie Stecknadeln hätten aufheben können, und wären sie auch noch so klein gewesen. Das dauerte einige Augenblicke. Sie wurden von äußerstem Schrecken befallen: Lacoste machte das Kreuzzeichen und fiel auf die Knie; Capitayné, der berüchtigte Wilddieb, wagte es nicht, seinen Weg bis Montaut fortzusetzen, solche Angst hatte er; er blieb in Peyrouse . . . M. Balencie, der Advokat, Schwiegersohn des Herrn Barbe aus Saint-Pé, und mein Papa brachten Lacoste am vergangenen Donnerstag zum Reden. M. Balencie fragte ihn, ob es wahr sei, daß er sich niedergekniet und zu Gott gebetet habe. ‚Ja', sagte er, ‚Sie wissen, daß es mit meinem Glauben nicht allzuweit her ist, und trotzdem hatte ich Angst; ich kniete mich nieder und sagte: ‚Gott hilf mir!' — ‚Sie waren wohl ein wenig benebelt?' sagten M. Balencie und Papa. ‚Benebelt? Ich hatte während des ganzen Tages eine Tasse Kaffee getrunken, und die Leute, die mit mir waren, hatten überhaupt nichts getrunken und trotzdem taten sie dasselbe; fragt sie nur,' sagte er mit großer Lebhaftigkeit zu dem jungen Mädchen, das bei uns war, und zu jener anderen Frau. . . ."[7]).

Die beiden Fälle mögen, für sich betrachtet, nicht stringent sein; hält man sie jedoch mit der höllischen Manifestation vom 19. Februar und den nachfolgenden dämonischen Umtrieben zusammen, so kann über ihren wahren Ursprung als dämonisches Machwerk kaum ein Zweifel bestehen.

3. Nach den Erscheinungen

Bis zum 7. April, dem Tag, an dem die Unbefleckte die Grotte verlassen zu haben schien, wagte es die Hölle nicht, sich bei Tageslicht am Erscheinungsort zu zeigen. Um so zahlreicher wurden ihre Umtriebe aber nachher. Wir wollen aus der Fülle der Ereignisse nur die hervorstechendsten herausgreifen. Wir sehen von den falschen Heilungen ab und unterscheiden der Übersichtlichkeit halber summarisch zwischen infestativen Manifestationen und falschen Visionen.

---

[7]) Laurentin a. a. O. p. 228 und 274.

a) Infestative Manifestationen

Eines Tages kam Marie N., ein frommes Mädchen aus der Rue Basse, von der Grotte zurück und erzählte, daß sie im Inneren des Felsens ein Konzert geheimnisvoller himmlischer Stimmen gehört habe, das auf die Sinne wie ein „narkotischer Zauber" gewirkt habe. Nach ihrer Meinung waren allein die Engel zu einer so himmlischen Musik fähig. Das Mädchen ging am nächsten Tag wieder zur Grotte, in der Absicht, dort den Rosenkranz zu beten, aber auch in der heimlichen Hoffnung, die himmlischen Stimmen neuerlich zu hören. Tatsächlich hörte sie, als sie zu beten begonnen hatte, wieder die himmlischen Harmonien, reine und süße Töne, wie sie nur von Engellippen kommen zu können schienen. Sie folgte hingerissen den melodischen, verführerischen Klängen und wagte nicht einmal zu atmen (geschweige denn zu beten). Doch nach und nach, aber crescendo, mischten sich seltsame Mißklänge und falsche, gellende Töne in die Harmonien, bis nur noch ein lärmendes Tohuwabohu und eine unbeschreibliche Kakophonie übrigblieb. Plötzlich wurde es still. Einige Sekunden später brach im Inneren der Höhle ein unheimlicher Aufruhr los, als ob unreine Tiere miteinander kämpften. Es klang wie erstickes Grunzen, wildes Aufeinanderstoßen und das dumpfe Aufschlagen fallender Kämpfer. Das Mädchen lief davon, ohne das Ende des Handgemenges abzuwarten, und wagte mehrere Wochen lang nicht mehr, zur Grotte zurückzukehren. Wenn sie von dem Ereignis sprach, wurde sie bleich und begann vor Schrecken zu zittern.

Fast zur selben Zeit widerfuhr einem Mann aus Saint-Pé oder einem der umliegenden Weiler etwas ähnlich Erschreckendes. Der Mann ging friedlich am frühen Morgen zum großen Markt nach Tarbes und wanderte auf der Landstraße von Pau nach Lourdes. Als er gegenüber der Grotte angelangt war, zog er nach der Sitte der Pyrenäenbewohner, wenn sie an einem Kreuz oder Heiligenbild vorbeigehen, die Mütze und machte das Kreuzzeichen. In diesem Augenblick wurde er von einer phantastischen Feuerkugel eingehüllt und konnte trotz seiner Anstrengungen weder vorwärts noch rückwärts gehen. Außer sich und wie erstarrt, machte er neuerlich instinktiv und wie mechanisch das Kreuzzeichen, worauf die Kugel alsbald mit furchtbarem Knall platzte und alles wieder in Dunkelheit tauchte. Aus einiger Entfernung hörte er Hohngelächter und gotteslästerlichen Spott. Der Mann machte, ohne einen Augenblick zu verlieren, kehrt und ging wieder heim[8]).

Eines Tages kam der elf- oder zwölfjährige A. ganz erschreckt von der Grotte heim und warf sich in die Arme seiner Mutter. Diese erhielt auf ihre Fragen keine Antwort. Erst mit Hilfe der Nachbarin — es war die Schwester des uns als Zeugen sehr wertvollen Steuereinnehmers Estrade — gelang es, das Kind zu beruhigen. Der Bub

[8]) Estrade a. a. O. p. 162 ff.

erzählte: „Ich verließ das Haus und ging mit anderen Kindern in der Gegend von Massabielle spazieren. Als ich bei der Grotte angekommen war, betete ich einen Augenblick, um mich dann in Erwartung meiner Kameraden dem Felsen zu nähern und meinen Kopf auf den Ellbogen zu stützen. So stand ich da, betrachtete die anderen rings um mich und dachte an nichts, als ich mich nach der Felsenhöhle umwandte und eine goldene Dame auf mich zukommen sah, die ganz auffallend herausgeputzt war. Ihre Hände und den unteren Teil ihres Körpers barg sie in einer Wolke, ähnlich einer Gewitterwolke; sie starrte mich mit ihren großen schwarzen Augen an und schien nach mir greifen zu wollen. Ich dachte sofort, es sei der Böse, wußte nicht mehr, was ich tat, und floh." Während das Kind erzählte, zitterte es noch an allen Gliedern und klammerte sich an den Rock der Mutter. Einige Wochen später, am Vorabend seiner ersten heiligen Kommunion, erzählte der Bub Fräulein Estrade noch einmal die ganze Geschichte[9]).

Haben sich die bisher berichteten Fälle ohne Zeugen abgespielt, so wurden die nun folgenden von vielen gesehen. Ein junger Bauer aus dem Batsurguère-Tal, von Natur aus schwerfällig, kam an manchen Tagen allein zur Grotte. Sobald er sich dem Felsen näherte, wurde er von einem Schauer ergriffen und begann, sich mit schwindelerregender Schnelligkeit zu drehen. Wenn er seine Bewegung unterbrach, schaute er in die Luft und schien mit seinen Händen einem unsichtbaren Wesen zu folgen. Dabei machte er mehrere Schritte auf der senkrecht abfallenden Felswand und blieb dort gegen die Gesetze des Gleichgewichts stehen. In seinen natürlichen Zustand zurückgekehrt, fühlte er sich erschöpft und zog sich ganz verwirrt zurück. Auf Befragen erklärte er, daß er nicht seines Willens sei und daß ihn ein geheimer Antrieb, der vom Inneren des Felsens ausgehe, zu seinem seltsamen Verhalten zwinge.

Ungefähr zur selben Zeit kniete ein acht- bis neunjähriges Mädchen beim Felsen und schien eine Vision zu haben. Das Kind war gesammelt und verfolgte mit den Augen hinten im Felsen etwas Rätselhaftes, das ihm ein gezwungenes, leichtes Lächeln zu entlocken schien. Plötzlich fiel die Visionärin auf den Rücken und rollte, wie ein Rundholz auf einer schiefen Ebene, vom Inneren der Grotte in unordentlicher Weise bis zum Gave. Die Anwesenden stießen laute Schreie aus, und einige Frauen liefen davon. Als das Kind seiner selbst wieder mächtig war, konnte es weder die Ursache seines Falles noch die seines kopflosen Hinabrollens erklären[10]).

Einige Monate später wurde der Sohn eines Pächters, der ein paar hundert Meter flußabwärts von der Grotte wohnte, von einer eigenartigen Krankheit befallen, die die Ärzte nicht erklären konnten. Das ungefähr zwölfjährige Kind besaß einen gutmütigen,

---

[9]) Ders. a. a. O. p. 168 f.
[10]) Ders. a. a. O. p. 169 f.

sympathischen Charakter und erfreute sich bis dahin bester Gesundheit. Plötzlich wurde es, ohne jeden Übergang, verschlossen und zornmütig; sein Leib kauerte sich zusammen wie eine unförmige Kugel, und sein Sprechen glich einem Gebrumme, wobei es sich mancher Ausdrücke bediente, die kein Mensch in seiner Umgebung verstand. Zu bestimmten Stunden des Tages litt es unter fürchterlichen Krämpfen und Zuckungen. Fräulein Estrade besuchte den Knaben mit einigen Freundinnen. Sie fanden ihn in einem niedrigen Raum, der als Küche diente, neben dem Feuer kauernd. Sie versuchten vergeblich, ihn zum Sprechen zu bringen. Da die Eltern auf dem Felde arbeiteten, schickten sie sich an, wieder wegzugehen, setzten sich aber im Hof des Hauses einen Augenblick nieder. Da kam der Vater heim und bat sie, mit in das Haus zu kommen. Sie gingen mit, doch hielten sie an der Türschwelle das laute Geschrei und die erbitterten Blicke des Kranken zurück. Dieser begann, ihnen in einem Wutanfall Beleidigungen und die schmutzigsten Worte entgegenzuschleudern. Plötzlich wurde der Kranke in seinem Zorn wie von einer geheimen Feder emporgehoben und mit einem Krötensprung von einem Ende des Zimmers in das andere geschleudert. Die Besucherinnen bekamen Angst und machten sich Hals über Kopf aus dem Staube, obwohl ihnen der Pächter versicherte, daß sie nichts zu fürchten hätten. P. Beluze, der eben in Lourdes eine Mission hielt, hörte von der ungewöhnlichen Krankheit des Knaben, unterrichtete sich an Ort und Stelle über sein Gehaben und war überzeugt, es mit einer dämonischen Besessenheit zu tun zu haben. Als er einige Tage später vom Exorzismus Gebrauch machte, erhielt der Kranke fast unmittelbar seine frühere Gesundheit wieder[11]).

Betrachten wir die vorgelegten Fälle näher, so fällt auf, daß jene, die ohne Zeugen waren, für die Beteiligten ein starkes subjektives Erlebnis bedeuteten und alle mit panischem Schrecken erfüllten. Das spricht vor allem gegen eine Sinnestäuschung. Der tiefgehende und verhältnismäßig lang andauernde Schrecken ist, verstärkt durch die Vielzahl der Fälle, ein ziemlich sicheres Zeichen einer dämonischen Dazwischenkunft. Die Visionen und Auditionen scheinen eindeutig objektiv gewesen zu sein, doch ändert ihre immerhin mögliche Subjektivität an den Tatsachen als solchen nichts. Typisch für die dämonische Wirkungsweise ist der erste Fall: Die Töne klingen zuerst rein und himmlisch, um sich erst nach und nach mit schrillen Dissonanzen zu vermischen und schließlich in tierischem Gegrunze und einer Schlägerei zu enden. Im zweiten Fall ist bezeichnend, daß die Infestation just in dem Augenblick erfolgt, da der Bauer die Mütze zieht und das Kreuz macht. Der zwölfjährige A. „denkt an nichts", im Gegenteil, er betrachtet seine Gespielen und wendet sich nur von ungefähr zur

[11]) Ebd. p. 171 f.

Grotte um, wo er das eitle Trugbild, das sein wahres Wesen gar nicht zu verbergen sucht, gewahren muß. Alle drei Fälle ereignen sich bei der Grotte und scheinen den Zweck von „Störversuchen" zu haben: die echten Visionen Bernadettes in Mißkredit zu bringen, zu verwirren und Schrecken zu verbreiten.

Die beiden folgenden Fälle, die auch von Zeugen wahrgenommen wurden, dienen offenbar demselben Zweck, stellen aber mehr das Moment des Sensationellen in den Vordergrund. Das Phänomen des jungen Bauern unterscheidet sich von einem gewöhnlichen „Veitstanz" durch eine offenbare Vision, nach der er mit den Händen hascht, und die damit in krassem Widerspruch stehenden Gleichgewichtsübungen auf dem steilen Felshang. In dem folgenden Fall kommt zu dem Moment des Sensationellen und Läppischen auch noch das des zweifellos Unschicklichen. Überdies sind sowohl der junge Mann wie auch das kleine Mädchen während der makabren Vorgänge an Leib und Leben gefährdet. Sie erleiden, wie die Akteure der vorher erwähnten Fälle, eine auf sie von außen einwirkende Gewalt; es geschieht mehr mit ihnen, als sie selbst tun. Und was den Fall des besessenen Knaben betrifft, so spricht er für sich: der Gebrauch fremder Ausdrücke, die Wutausbrüche, die Froschsprünge durch das ganze Zimmer hin und schließlich die Wirkung des Exorzismus, der ein unmittelbares Aufhören aller dieser seltsamen Erscheinungen zur Folge hatte, lassen an dem Charakter einer wahren, wenn auch nicht besonders schweren Besessenheit nicht zweifeln.

b) Falsche Visionen

Als bevorzugtes Exerzierfeld dämonischer Umtriebe erwies sich in Lourdes das Gebiet der falschen Visionen. Hier zeigte sich der Teufel nicht bloß als Affe Gottes, der mit seiner Macht protzen will, sondern ebensosehr und mehr noch als „dia-bolos = Durcheinanderwerfer", der alles durcheinanderbringt, Wahres und Falsches bis zur Unkenntlichkeit vermengt, Neugier weckt und die Sensationslust anstachelt, um auf dem Wege über das Sinnenhafte von der echten Erscheinung abzulenken und die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Dieses dunkle Kapitel der Geschichte von Lourdes ist umfangreicher, als allgemein bekannt ist. Wir wollen wieder nur das Wichtigste daraus hervorheben und uns darauf beschränken, den einen oder anderen Fall näher zu betrachten.

Bereits am 14. April berichtet der Polizeikommissär dem Präfekten und Unterpräfekten: „Eben erfahre ich, daß bei der Grotte eine neue Erscheinung der Jungfrau stattgefunden hat. Diesmal ist es nicht Bernadette, der diese Gunst zuteil geworden ist. Die Magd des Herrn L. C., eines Getreidehändlers, ein Fräulein von etwa fünfzig Jahren, gewiß nicht unfromm, aber mit ziemlich böser Zunge (das ist der Ruf, den sie in meiner Umgebung genießt), war bei der Grotte. Mit einem Male schrie sie auf, daß sie ‚Dies'

(aquéro)[12]) gesehen habe, und ließ ihren Rosenkranz Rosenkranz sein. Alsbald erhoben sich die Frauen, die sich bei ihr befanden, und geleiteten sie ehrfürchtig bis zum Haus ihrer Herrenleute. Dort fiel sie in Ohnmacht, und man versichert mir, daß sie derzeit von den frömmsten Seelen der Stadt umgeben ist." Der Kommissär verspricht für den nächsten Tag nähere Einzelheiten, doch hat die genaue Nachforschung offenbar mehr Zeit gebraucht, als er ursprünglich meinte; der versprochene Bericht erfolgt erst am 19. Darin heißt es, daß das Haus Bernadettes Tag und Nacht von Auswärtigen, hauptsächlich Kranken, besucht wird. „In der Stadt dagegen beschäftigt man sich weniger mit ihr, seit neue Visionärinnen aufgetaucht sind, deren Zahl von Tag zu Tag wachsen zu wollen scheint. Bis jetzt zählt man sieben, und einige von ihnen wurden seit drei Tagen mehrmals und an verschiedenen Orten übernatürlicher Visionen gewürdigt." Nun folgt eine genaue Beschreibung der Grotten, in deren Inneres man nur flach auf dem Bauche liegend eindringen kann.

„Am 10. April haben es zum ersten Mal Frauen gewagt, den eben beschriebenen Ort zu besuchen. Weder der Altar, den sie mit Füßen treten mußten, noch die Schicklichkeit, nichts hat sie abgehalten. Es waren ihrer fünf, eine hinsichtlich Alter, Sitten und Gewohnheiten sehr wunderliche Gruppe. Die eine ist Claire-Marie Cazenave, zweiundzwanzig Jahre alt, ein tugendhaftes Mädchen von glühendem Glauben und überspannter Phantasie. Sie erklärt: ‚Ich habe einen weißen Stein und fast zur selben Zeit eine Frauengestalt von mittlerer Größe gesehen, die ein Kind auf dem linken Arme trug. Ihr Gesicht lächelte, die lockigen Haare fielen auf die Schultern herab, und auf dem Kopf hatte sie etwas Weißes, das wie von einem Kamme hochgehalten wurde, und schließlich ein weißes Kleid. Was das Kind betrifft, so habe ich dieses nur unvollkommen und auf den ersten Blick gesehen; nachher sah ich es nicht mehr.' Die zweite, Madeleine Cazaux, fünfundvierzig Jahre alt, verheiratet, ein schlechtes Weib, dem Trunk ergeben, erklärt ihre Erscheinung so: ‚Ich habe auf dem weißen Stein etwas gesehen wie die Gestalt eines zehnjährigen Mädchens; sie hatte einen weißen Schleier auf dem Kopf, der auf die Schultern herabfiel, während die Haare auf die Brust herabfielen. Jedesmal, wenn man die Kerze ein wenig von der Stelle rückte, verschwand die Gestalt.' Die dritte, Honorine Lacroix, über vierzig Jahre alt, eine Prostituierte von gemeinen Sitten, sagt, daß sie die Jungfrau als erste gesehen habe. ‚Sie hatte die Gestalt eines vierjährigen Mädchens und war mit einem weißen Schleier bedeckt, während die Haare rückwärts auf die Schultern herabfielen und über der Stirn hochgekämmt waren. Ihre Augen waren blau, ihre Haare blond, der untere Teil der Gestalt hellweiß und die Knospen der Wangen rot.' Von den

[12]) So nannte Bernadette ursprünglich die Erscheinung.

zwei Fremden, von denen auch eine etwas gesehen haben will, hat man nichts mehr gehört; man weiß nicht, von wo sie sind.

Am 14. April ist Suzette Lavantès, eine Magd, fünfzig Jahre alt, mit vier oder fünf Frauen ihres Alters auf die Galerien geklettert. Sie kehrt von ihrem Besuch zurück, und alsbald herrscht in der Stadt große Aufregung, es verbreitet sich das Gerücht, daß Suzette die Jungfrau gesehen habe; man will die arme Frau sehen und beglückwünschen; das Haus ihrer Herrenleute ist buchstäblich mit Besuchern überfüllt. Nun, ich weiß nicht, was Suzette damals gesagt haben mag; sicher ist nur ihre hier folgende, zu Protokoll gegebene und gefertigte Erklärung: ‚Ich erhob die Augen und sah eine weiße Gestalt, ungefähr in meiner Größe, eine Art Dunst, wie einen Schleier, und darunter ein Schleppkleid; ich unterschied aber keine menschliche Gestalt, weder Kopf noch Arme noch Beine noch sonst irgendeine Körperpartie. Überdies ist das, was ich gesehen habe, derart undeutlich und unbestimmt, daß ich mir darüber nicht im klaren bin, was es ist. Ich müßte noch einmal zur Grotte zurückkehren und den Gegenstand sehen, um sagen zu können, was es ist. Als mich meine Gefährtinnen zittern sahen, begriffen sie, daß ich Angst hatte. Da ich die Augen auf einen dunklen Punkt gerichtet hielt, näherte Paule Marthe die Kerze, und ich sah nichts mehr.‘

Am Samstag, 17. April, wagte sich eine neue Gruppe in die unterirdische Galerie, und zwar zum ersten Male Männer und Frauen gemeinsam zur gleichen Zeit: Josephine Albario, fünfzehn Jahre alt, das Dienstmädchen des Bürgermeisters, Joanas, Gemeindesekretär von Lourdes, und Boyrie (Louis), städtischer Straßenwärter. Nach einigen Gebeten wird Josephine verwirrt, unruhig und weint. Man beruhigt sie, bringt sie herab und führt sie schließlich nach Hause. Dort wird ihre Unruhe so groß, daß man gezwungen ist, sie ins Bett zu bringen. Sie erklärt, die ‚Unbefleckte Empfängnis, ein Kind auf ihren Armen tragend, und ihr zur Seite einen Mann mit einem langen Bart‘ gesehen zu haben. Am Abend wird sie bis in ihr Bett von derselben Erscheinung verfolgt, und die Magd des Herrn Bürgermeisters, die bei ihr war, glaubt ebenfalls, etwas zu sehen. Diese neue Erscheinung außerhalb der Grotte hat die Geister verwirrt und ist, glauben Sie mir, Herr Präfekt, ganz und gar zugunsten der Wunder gewesen. Am Sonntag, den 18., geht das Dienstmädchen des Herrn Bürgermeisters gegen Abend wieder zur Grotte, betet am Fuße des Altars ihren Rosenkranz und wird alsbald von heftigen Zuckungen ergriffen; man hat sie zu ihren Herrenleuten heimbringen müssen. Hier war zum ersten Male von Erscheinungen vor dem Altar die Rede.

Das sind, Herr Präfekt, sehr lange und für Sie sehr ermüdende Einzelheiten; doch kann ich Sie nicht zu viel informieren, denn die Lage wird von Tag zu Tag gespannter. Bei der Grotte nicht zu beten, ist heute eine Pietätlosigkeit. Nicht offen an die Reihe von

Wundern und Erscheinungen zu glauben, über die Sie zu unterrichten ich die Ehre hatte, ist fast ein Verbrechen. . ."[13]).

Wir haben mit Absicht den nüchternen und der ganzen Sache abweisend gegenüberstehenden Jacomet so ausführlich zu Wort kommen lassen, um uns von der Verworrenheit der Lage ein Bild zu machen. Auf die Fälle im einzelnen einzugehen, erübrigt sich. Vollen Glauben verdient von allen Visionärinnen allein Cl. M. Cazenave. Dechant Peyramale übermittelt den ausführlichen Bericht, der unter dem Einfluß des Kaiserlichen Staatsanwaltes zustande kommt, dem Bischof mit den Worten: „Dieses Mädchen bietet jegliche Garantie." Gerade darin liegt eben die Gefahr, die Visionen einer Bernadette mit denen einer Cazenave, von den anderen gar nicht zu reden, auf eine Stufe zu stellen. Die Visionen werden zur Mode; jeder Tag hat seine Sensation; Lourdes ist von einem Taumel erfaßt, dem sich auch starke Geister nicht ganz zu entziehen vermögen.

Als Beweis dafür diene der Bericht Estrades: „Es war zu Beginn der Erscheinungen dieser Art, und kein derartiges Geschehen, wie ich es berichte, war noch zu meiner Kenntnis gelangt. Zwei meiner Kollegen, der Steuereinnehmer und der Hauptbeamte von Argelès, kamen nach Lourdes und besuchten mich. Nachdem wir uns über die großen Offenbarungen der heiligen Jungfrau, an die sie nicht glaubten, unterhalten hatten, baten sie mich, sie zur Grotte zu begleiten, die sie zu sehen wünschten. Wir kamen in dem Augenblick bei den Felsen von Massabielle an, als ein junges Mädchen, Josephine ... aus der Rue de Bagnères, in einen dieser krankhaften Zustände gefallen zu sein schien, die der Fallsucht ähneln. Ein Dutzend Frauen standen im Kreis um sie und betrachteten sie verwundert. Wir näherten uns der Gruppe und fanden das junge Mädchen auf den Knien in der Haltung einer Mater dolorosa. Ihr Antlitz hatte zwar nicht die übernatürliche Anmut wie das Bernadettes, es war aber nichtsdestoweniger schön und übertraf den Reiz der gewöhnlichen Gesichter. Sie betete seufzend mit gefalteten Händen, und dicke Tränen liefen ihr die Wangen herunter. Fiebernde Bewegungen unterbrachen zeitweise ihr Gebet. Meine Kollegen waren durch diesen Anblick derart frappiert, daß sie das Knie beugten und beide ein Geldstück auf den Boden der Grotte warfen, ehe sie sich wieder erhoben. Ich muß bekennen, daß ich selbst einen lebhaften Eindruck empfand, als ich mich in Gegenwart des jungen Mädchens befand und einen Augenblick glaubte, eine neue und wirkliche Ekstatikerin zu sehen. Etwas Geheimnisvolles dämpfte aber trotzdem meine Bewunderung und schien mir zu sagen, daß hier nicht die Wahrheit sei. Ich stellte Vergleiche an und erinnerte mich, daß ich mich von den Verzückungen Bernadettes hingerissen fühlte, während ich von denen Josephines nur überrascht war. Während

[13]) Cros a. a. O., tome II, p. 49—53.

ich den ersten auf den Grund ging, erkannte ich darin eine wirklich himmlische Aktion; wenn ich aber die zweiten ins Auge faßte, fand ich nur die Bewegungen eines übermäßig erregten Organismus. . ."[14])

Die Zahl der Visionäre und der Visionen nimmt beängstigende Formen an, so daß man P. Cros beipflichten muß, wenn er sagt, daß die amtliche Schließung der Grotte ein Segen war, um den durch die wahren Erscheinungen geheiligten Ort wenigstens einigermaßen vor den Umtrieben der falschen Visionäre zu schützen. Der Schauplatz der neuen Erscheinungen war daher hauptsächlich am rechten Gave-Ufer, gegenüber der Grotte. Am 20. Juni berichtet der Polizeikommissär wieder vom Dienstmädchen des Bürgermeisters, das, „umgeben von etwa hundert Personen, die zum Teil der Kongregation der Marienkinder angehörten, dort Augenblicke der Ekstase und Zuckungen hatte", was den Gegenstand aller Stadtgespräche bildete; ebenso von Marie Cazenave, die „in ihren Bewegungen und ekstatischen Kontorsionen" gleichfalls die Aufmerksamkeit von mehr als hundert Personen auf sich zog. Am 29. Juni wollen drei Kinder die Jungfrau gesehen haben, und am nächsten Tag sind es deren acht; „und alle sehen sie im selben oberen hinteren Gang". Bereits am 7. Juli muß Jacomet berichten: „Die Phase der Seherkinder nimmt mit unglaublicher Hartnäckigkeit ihren Fortgang: wir zählen zweiundzwanzig; aber nicht alle sind aus der Stadt; das Batsurguère-Tal liefert eines, das die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht; aber dieses arbeitet nicht für Lourdes; es sagt, es habe die Aufgabe, die Jungfrau von der Grotte zu entführen und sie in seine Gemeinde zu bringen". Dabei halten wir uns absichtlich an die Berichte des Polizeikommissärs, dem trotz seiner Umsichtigkeit vieles von dem wahren Treiben an der Grotte, zu welcher der Zutritt doch amtlich verboten war, zweifellos entgangen ist.

Die Zeugen der „Erscheinungen" berichten übereinstimmend von dem Gehaben der Kinder und stimmen darin überein, daß die verschieden alten Kinder, die von verschiedenen Orten, aus verschiedenen Kreisen und zu verschiedenen Zeiten zur Grotte kommen, sich nicht verabredet haben können, und es auch nicht anzunehmen ist, daß sie Opfer von Halluzinationen sind, sondern daß sie tatsächlich irgend etwas sehen müssen. Welchen Ursprungs diese Gesichte waren, zeigen ihre Früchte. Hören wir Abbé Glère, der damals im Seminar zu Saint-Pé war:

„. . . Wir kamen genau um vier Uhr bei der Grotte an und fanden dort, außerhalb der Barriere, fünf oder sechs Frauen andächtig knien. Wir sanken ebenfalls in die Knie und beteten. Wenige Augenblicke später sahen wir aus der inneren Höhlung der Grotte oder besser: aus dem Inneren des Felsens ein Kind von ungefähr zehn Jahren herauskommen. Es war von Lourdes und erst seit

[14]) Estrade a. a. O. p. 166 f.

wenigen Tagen Seher. Es hatte sich auf Anordnung der Erscheinung zu dieser frühen Morgenstunde in Begleitung seiner Mutter und anderer Frauen zur Grotte begeben.

Seine Mütze lag neben mir. Es kam, nahm sie ruhig an sich, kniete nieder und betete einen Augenblick. Dann erhob es sich, ging auf die innere Höhle zu, aus der es gekommen war, und machte der Erscheinung drei der anmutigsten Ehrenbezeigungen, die man sich überhaupt vorstellen kann. Sein Mund lächelte und sein Gesicht strahlte vor Glück; Kopf und Hände neigten sich dreimal mit einer unaussprechlichen Anmut. Man stelle sich unsere Spannung, unsere Verwunderung vor: wir waren überzeugt, daß ein übernatürliches Wesen hier sei.

Nach diesen drei Ehrenbezeigungen verlangte und erhielt das Kind auch die Rosenkränze, Medaillen, Skapuliere und anderen Andachtsgegenstände der Anwesenden; wir dachten, es geschehe, um sie von der heiligen Jungfrau segnen zu lassen. Ich beeilte mich also, dem Kind einen herrlichen Rosenkranz auszuhändigen, an dem ich besonders hing. Als der Visionär die Gegenstände in den Händen hatte, warf er sie in die Höhle, aus der er herabgekommen war, und zog sich, begleitet von den guten Frauen, die sich dort befanden, ohne ein Wort zu sagen, zurück.

Ich, der ich mir Gedanken über das Schicksal meines Rosenkranzes machte, ging rasch zum Kind. ‚Mein Freund', sagte ich ihm, ‚was will denn die heilige Jungfrau mit meinem Rosenkranz tun?' Es aber ging, ganz gesammelt und noch halb in seiner Vision versunken, auf dem Felsenpfad weiter, ohne eine Antwort zu geben. — Ich erneuerte meine Frage, worauf mir eine Frau, die mit uns ging, zurückgab: ‚Oh, beunruhigen Sie sich nicht wegen Ihres Rosenkranzes; er ist in guten Händen, haben Sie keine Angst; die heilige Jungfrau wird ihn Ihnen später zurückgeben. Gestern warf man viele Rosenkränze und Medaillen in denselben Ort; und als man später hinaufstieg, fand man nichts dort. Die heilige Jungfrau nimmt das alles fort'.

Ich gestehe, daß ich mich geschmeichelt fühlte, meinen Rosenkranz in den Händen der heiligen Jungfrau zu sehen; ich trieb meine Nachforschungen nicht weiter und wir kehrten nach Omex zurück. Seither habe ich öfter als einmal gedacht, daß mir der Rosenkranz in meinem Besitz nützlicher gewesen wäre. In meinen Händen hätte dieses Kapital mehr Zinsen getragen als in den Händen der Erscheinung. ‚Warum', so fragte ich mich, ‚beraubt uns die Erscheinung, wenn sie himmlisch ist, der Gegenstände, mit denen uns die Kirche ausgerüstet zu sehen wünscht?'"[15]).

Der Fall ist klar: es handelt sich um eine wirkliche Vision. Halluzinationen erlebt man nicht nach vorhergehender Anordnung an einem vorher genau festgesetzten Ort und zur festgesetzten

[15]) Cros a. a. O. p. 228 ff.

Zeit. Die Anmut der Bewegungen und das vor Glück strahlende Gesicht zeugen von einer außerhalb der Natur liegenden Einwirkung. Daß die natürlichen Kräfte dabei im Spiele sind, bedarf keiner Erwähnung. Wenn selbst die Gnade auf der Natur aufbaut, tut dies der Teufel ebenso und bedient sich eines natürlichen Lichtes, um auf die Phantasie und die anderen niederen Seelenkräfte einzuwirken. Nach dem hl. Johannes vom Kreuz verursachen die dämonischen Visionen Trockenheit des Geistes im Verkehr mit Gott, eine gewisse Neigung zur Selbstschätzung, ein Haschen nach und ein hartnäckiges Festhalten an diesen Visionen, keineswegs aber die Salbung der Demut und Gottesliebe. Selbst ihre Eindrücke bleiben nicht mit jener wohltuenden Klarheit in der Seele haften wie die der himmlischen; auch dauern sie nicht an, sondern verschwinden bald aus der Seele, außer diese legt großen Wert darauf, weil dann die Eigenliebe die Erinnerung wachruft[16]). Das Handeln des Sehers ist wohlüberlegt: er wirft die Andachtsgegenstände erst weg, nachdem er alle in den Händen hält; doch scheint er wie im Traum und unter Führung einer unsichtbaren Macht — eben der Erscheinung — zu handeln. Böse Absicht von seiten des Kindes muß man ausschließen. Die von Johannes v. Kr. als negative Kennzeichen einer dämonischen Vision genannten Wirkungen scheinen wenigstens einigermaßen erkennbar. Eindeutig ist die Herauslockung der Andachtsgegenstände. Diese hat selbstverständlich nicht die „heilige Jungfrau" aus der Grotte fortgeholt, sondern der Polizeikommissär. So weisen seine Aufzeichnungen z. B. für den 16. Juli allein 176 Rosenkränze und 62 Medaillen aus, die in der Grotte „gefunden" wurden, was die Systematik und „Fruchtbarkeit" der dämonischen Dazwischenkunft erweist.

Grotesk, in hohem Maß verdächtig und unziemlich ist das Verhalten der Kinder von Ossen. Der Ortspfarrer richtet am 9. Juli einen ausführlichen Bericht an den Bischof. Darnach sah der zehnjährige Laurent Lacaze am 2. Juli (Jacomet erwähnt die neuen Seher erst am 7. Juli!) an der Grotte eine weißgekleidete Frau, die auf ihrem linken Arm ein ganz kleines Kind trug. Dieses Kind hielt in seiner rechten Hand einen Strauß aus drei roten Rosen. Auf dem Kopf hatte es ein rotes Häubchen, das von drei weißen Rosen überragt war, die mit einer roten Masche befestigt waren. Zu beiden Seiten der Frau standen zwei schwarzgekleidete Männer mit blauen Mützen und Stöcken in den Händen. Die Frau hieß den Knaben am Nachmittag wiederkommen. Da zeigte sich die Gruppe wieder und ging Richtung Ossen davon. Das Kind folgte ihnen und spielte auf dem Wege mit der Frau, die auf die kindlichen Spässe einging. Dann verschwand die Erscheinung mit den Worten: „Ich mache kehrt".

---

[16]) Aufstieg zum Berge Karmel, II, 22, S. 225 der deutschen Ausgabe von Aloysius ab Imm. Conc. und P. Ambrosius a. S. Theresia, 1937 ff.

Am nächsten Tag fühlte sich das Kind wieder gedrängt, zur Grotte zu gehen. Die Erscheinung fand wieder wie am Vortag statt. Die von den Männern geleitete Frau sagte zu dem Kind: „Komm näher"; dann hieß sie es niederknien und den Rosenkranz beten. Und hierauf: „Geh, trink und sprenge Wasser (auf die anwesenden Leute)!" Dann gab sie ihm den Befehl, sich zurückzuziehen. Am folgenden Tag, einem Sonntag, sah das Kind die Frau mit einer zahlreicheren Begleitung. Sie hatte vor sich einen kleinen, weißgekleideten Mann mit einem weißen Hut, der eine Weltkugel in den Händen hielt. Sie nannte ihn den lieben Gott oder Johannes, sich selbst Maria und die beiden anderen Josef und Petrus. Darauf verschwand sie, um sich dem Kind erst wieder auf dem Heimweg zu zeigen. Dabei wurde auf Befehl der Frau eine Prozession gebildet. Der „liebe Gott" ging an der Spitze, dann kam zwischen Petrus und Josef die Frau, hinter ihr der Seher, dem in zwei Reihen die Anwesenden folgten. An die Spitze stellte der Knabe, der im Namen der Frau handelte, sechs Kinder, die „Schlechtes geredet" hatten; ihnen folgten die Frauen, die ebenfalls in gute und schlechte eingeteilt wurden; einige Bewohner von Lourdes bildeten in derselben Ordnung den Schluß. Alle hielten den Rosenkranz am Arm und zogen in Prozession bis zu einem Meierhof, der ungefähr einen Kilometer von der Grotte entfernt war. Dort wurden die Bewohner von Lourdes verabschiedet, worauf die Frau verschwand, um bald darauf wieder aufzutauchen. Sie verschwand abermals, um sich beim Ortseingang von Ossen, aber diesmal allein, neuerlich zu zeigen. Am nächsten Tag erschien sie im Hause des Sehers selbst. Am 5. Juli sah Laurent die Frau schon beim Aufstehen im Hühnerhof. Er spielte mit ihr, und sie ließ ein blaßrotes Band, das sie vom Kopf des Kleinen, den sie am Arm trug, löste, auf sein Haupt fallen. Währenddessen trat der Pfarrer ein und erinnerte den Kleinen an sein Versprechen, zu ihm zu kommen. Dieser ließ sich in seinem Spiel jedoch nicht stören. Schließlich gebot ihm die Erscheinung, das Band allen Anwesenden zum Kuß zu reichen und es dann jemandem zu schenken. Darauf nahm der Pfarrer das Kind an der Hand und führte es in das Pfarrhaus. Auf dem Weg dahin sah es die Frau vor sich hergehen und beeilte sich, sie einzuholen. Im Pfarrhaus dasselbe Spiel. Der Pfarrer wußte nicht, was er von dem Kind und seinem Benehmen halten sollte, bis ihm der Gedanke kam, Weihwasser gegen die Erscheinung zu sprengen. Er tat es nach allen Seiten und reichlich. Darauf war die Frau am Gesims eines Kastens. Als er auch dorthin Weihwasser sprengte, kam sie der Kastentür entlang herab. Das Kind stürzte auf sie hin und verdoppelte sein Spiel. Der Pfarrer sprengte von neuem und noch reichlicher Weihwasser. Daraufhin begann das Kind, mit dem Wasser, das den Kasten benetzte, eine Stelle der Tür zu waschen. Auf die Frage des Pfarrers, was es da mache, antwortete es: „Ich wasche sie; sie hat es mir gesagt." Einige Augenblicke später schien es unruhig zu

werden. Die Erscheinung war verschwunden. Es öffnete das Fenster und sah sie einen Augenblick lang auf dem Giebel der Scheune.

Laurent ging am selben Tag nicht mehr zur Grotte, denn als er vom Pfarrhaus heimkam, zeigte sich ihm die Erscheinung in der gewohnten Weise: die Frau mit dem Kind und Josef und Petrus. Sie sagte zum Seher: „Du kommst jetzt ? Geh, geh und hol von Frau Coucoulle in Lourdes drei Paar Rosenkränze." Der Knabe gehorchte sofort und ließ Jean-Pierre Pomiès, einen anderen Seher, zurück, der nun mit der Erscheinung spielte. Bei seiner Rückkehr sah Laurent dieselben Personen. Nun ergriff die Frau den Stock des Petrus und gab ihm damit einen Schlag auf den Kopf, ohne ihm jedoch wehzutun. Der Knabe hinwiederum ergriff ein Band und schlug damit auf die Erscheinung ein. Eine zahlreiche Menschenmenge erfüllte das Haus und den Hühnerhof. Man bat den Pfarrer, auch hinzukommen; doch kaum war dieser eingetreten, hörte das Spiel auf. Die Erscheinung sagte zu dem Kind: „Laß mich, geh; ich will dich auch lassen"[17]).

Am 5. Juli ging der Lehrer von Ségus mit etwa hundert Leuten aus Ségus und Ossen zur Grotte. Unter anderen Sehern befand sich auch einer seiner Schüler, Jean-Marie Sarthe, „der Sohn einer guten Familie, ein sehr einfaches und kluges Kind", und Jean-Pierre Pomiès. „Alle Seher gestikulierten gleichzeitig ziemlich unordentlich, wie um bald hier, bald dort einen Gegenstand zu ergreifen. Dabei riefen sie: ‚Ich sehe sie! Ich sehe sie! Da ist sie!' Wir fragten sie: ‚Wo ist sie ?' Sie aber fuhren fort, sich rechts, links, vorwärts, rückwärts mit denselben Gesten zu werfen und antworteten: ‚Hier! Da!' — Wir glaubten, daß die Kinder die heilige Jungfrau sahen, sie aber bezeichneten nicht den Gegenstand, den sie verfolgten. Diese Szene dauerte über eine Stunde und niemand empfand Langeweile; alle beteten. — Als wir heimgingen, lief die Erscheinung den Kindern voraus, und Pomiès und Sarthe hörten nicht auf, hin- und herzulaufen und zu schreien: ‚Hier ist sie! Da ist sie!' — Wir fragten sie oft: ‚Was seht ihr denn ?' Sie antworteten: ‚Etwas Schönes'; sagten aber nichts Genaues. Glücklich in dem Gedanken, daß die heilige Jungfrau bei uns sei, sangen wir mit voller Brust die Litaneien. — Als wir beim Kreuz von Omex ankamen, hielt uns der kleine Pomiès an und sagte: ‚Da ist sie oben am Kreuz; bittet Gott!' Darauf stieg er auf die Mauer neben dem Kreuz und hielt uns eine Exhorte, die lange dauerte und sehr schön war. Ich weiß nicht, was die Kinder sahen; ich zweifle aber nicht, daß es etwas Außerordentliches war. Außerdem konnte das Kind, das sprach, alles, was es uns sagte, natürlicherweise gar nicht erfassen und auch nicht ausdrücken"[18]).

Der Bürgermeister von Ossen, der die Vorgänge in seinem Dorf aufmerksam verfolgte, erzählt von Laurent Lacaze ähnliche Dinge

---

[17]) Cros a. a. O. p. 230—234.
[18]) Ders. a a. O. p. 235.

wie der Lehrer von Sarthe und Pomiès: „Gesicht, Augen, Hände, alles an ihm verriet die Erregung und die seelische Unruhe"; er mußte mehrmals von seinem Umhertappen zurückgehalten werden, um ihn vor gefährlichen Stürzen zu bewahren. Als man seiner Mutter sagte, daß er die heilige Jungfrau gesehen habe, umarmte sie ihn. Anstatt zu essen, ging er in den Garten, holte einen Blumenstrauß und nagelte ihn an die Mauer, weil sich ihm dort, wie er sagte, die Jungfrau gezeigt habe. Die Leute strömten in hellen Scharen in das Haus; der Kleine lag angekleidet im Bett und hielt ein Kruzifix in den Händen, das er den Leuten zum Kuß reichte. Von den Neueintretenden verlangte er den Rosenkranz, sprang aus dem Bett, hängte ihn an den Nagel, mit dem er das Bukett an der Mauer befestigt hatte, und warf sich mit einem Sprung wieder ins Bett. Die Leute beteten, das Kind aber machte den Mund nicht auf und blieb mit zur Mauer gekehrtem Gesicht liegen. Der Bürgermeister fährt in seinem Bericht wörtlich fort: „Am nächsten Tag ging ich gegen elf Uhr zu Lacaze. Ich fand dort mit Laurent den kleinen Pomiès und eine Menge Neugieriger. Beide sahen die Erscheinung. Die Lacazes arbeiteten nicht; sie waren fröhlich, besonders der Vater, über das, was ihrem Kinde geschah. Am Abend traf ich Vater Lacaze, als er mähen ging. Ich sagte zu ihm: ‚Heute haben Sie einen Tag verloren.' Er gab mir zur Antwort: ‚Ja, aber wir haben wenigstens eine schöne Gesellschaft im Hause, die heilige Jungfrau.' — In dem, was diese Kinder taten, gab es vieles zum Staunen. Ich habe Laurent französisch sprechen hören, obwohl er nur den Dialekt kannte.

Eines Tages stand im Hause Lacaze Jean-Pierre Pomiès, ein Knabe von dreizehn Jahren, in zwei Meter Entfernung von einem Dachfenster, das auf den Hühnerhof ging. Dieses Fenster ist 60 Zentimeter hoch, 43 Zentimeter breit und mehr als einen Meter über dem Erdboden. Da bemerkte das Kind plötzlich durch das Dachfenster die Erscheinung im Hühnerhof, und ich sah es pfeilgeschwind durch das Dachfenster flitzen, ohne die Wände zu berühren, auf die Füße fallen und im Hühnerhof der Erscheinung nachlaufen. — Dieser Anblick erregte mich so, daß ich mich alsbald zurückzog und daheim zu meiner Frau sagte: ‚Ich trau' der ganzen Sache nicht; ich geh' nicht wieder hin'"[19]).

Andere Zeugen waren über den Vorfall nicht weniger erstaunt als der Bürgermeister. Marcelline Borie, die noch geblieben war, nachdem andere schon weggegangen waren, sah Pomiès in derselben Weise durch das Dachfenster vom Hühnerhof in das Zimmer gelangen. P. Cros hat die Örtlichkeit in Augenschein genommen und erklärt: „Uns scheint dieser Vorfall menschlich unerklärlich." Von anderen Augenzeugen wurde auch die Beobachtung gemacht, daß alle Seher vor geweihten Rosenkränzen in gleicher Weise

[19]) Cros a. a. O. p. 237 ff.

Abscheu hatten, während sie die neuen und ungeweihten einmütig liebten. Sie gaben auch keinen der geweihten Andachtsgegenstände, die man ihnen aushändigte, zurück.

Werfen wir noch einen Blick auf Lourdes zurück! Der Polizeikommissär berichtet am 7. Juli, daß sich in der Grotte viele Kinder befanden, die hinten in der Hauptgrotte beisammenstanden und ihre Blicke auf die Öffnung des oberen rückwärtigen Ganges hefteten. „Ich stieg hinauf; ein Gendarm folgte mir. An der Krümmung des engen Ganges angekommen, wurden wir geblendet von der zauberhaften Wirkung von hundert Kerzen, die zur gleichen Zeit brannten und am Ende des Ganges vor sechsunddreißig symmetrisch angeordneten Blumensträußen, die von lieblichen Kränzen aus Natur- und Kunstblumen überragt wurden, verteilt waren. Dann war alles mit wertlosen Rosenkränzen austapeziert; ihre Zahl überschritt bestimmt zweihundert."

Dazu schreibt Abbé Pène, dessen Schwester den Kindern zweimal bei ihren Übungen, in denen sie Bernadette nachahmten — sie grüßten, küßten die Erde, rutschten auf den Knien — zusah, in seiner Denkschrift: „Eines Tages erklärte die Erscheinung den zahlreichen Kindern, da die Stadt ihr nicht die erbetene Kapelle bauen wolle, wolle sie selbst zusehen. Sie bat sie daher, an einem von ihr bestimmten Tage Kerzen, Kränze und andere Dinge zu bringen, mit denen sie im Inneren des Felsens ein Oratorium errichten wolle. Alsbald begannen die Mütter und die den Kindern Nahestehenden Kränze zu flechten und Kerzen, Rosenkränze, Medaillen und andere für die Errichtung des Oratoriums geforderte Dinge zu beschaffen.

Am festgesetzten Tage kamen die zahlreichen Kinder, Buben und Mädchen, mit allen diesen Gegenständen zur Grotte; es war zwischen zwölf und ein Uhr mittags. Einige Erwachsene hatten die Seher trotz dem Verbot, das Ufer von Massabielle zu betreten, begleitet. Meine Schwester befand sich mit Fräulein Estrade auf der Wiese des anderen Ufers. Die Kinder drangen in die Höhle, die sich am Gewölbe der Grotte öffnet, ein. Dort, sagten sie, befand sich die Dame. Sie übergaben ihr die verlangten Sachen und arbeiteten mit ihr an ihrer Anordnung.

Meine Schwester, der ich diese Zeilen unterbreite, erklärt sie für exakt, sie will aber hinzufügen, daß sich die Dame nach den Aussagen der Kinder ihnen gegenüber mehr als einmal unruhig, ungeduldig und schlecht gelaunt zeigte. Kaum war die Arbeit beendet, als Herr Jacomet ankam; meine Schwester und Fräulein Estrade hatten das Ufer noch nicht verlassen. Der Kommissär drang in das Innere des Felsens ein und entfernte die Sachen wieder, welche die improvisierte Kapelle bildeten. Fräulein Estrade und meine Schwester kamen vor Herrn Jacomet in der Stadt an. Durch eine Nachbarin von seiner Rückkehr verständigt, verbargen sie

sich in einem an den Salon des Kommissärs angrenzenden Keller, um zu hören, was er seiner Frau nach der Rückkehr von seinem Streifzug sage. Der Kommissär sagte, daß er die Sachen wunderbar geordnet angetroffen habe, daß Kinder das nicht hätten machen können und daß es das Werk irgendeiner Hexe sein müsse“[20]).

Die Seher machen bei der Grotte ihre Übungen gemeinsam; sie ziehen Kerzenstümpfe aus der Tasche und zünden sie an; dann richten sie ihre Blicke zur Höhle im Grottengewölbe. Bald werfen sie sich gemeinsam auf die Knie, dann erheben sie sich wieder; sie helfen einander, in das Innere der Grotte zu gelangen, wo sie schreien, weinen und jammern; dann wieder kommen sie eilig heraus, werfen sich zu Boden und heißen die Anwesenden dasselbe tun. Kommt einer ihrer Aufforderung nicht nach, so werden sie ungeduldig.

Eines Tages hört man aus dem Inneren der Grotte eine sehr feine, zarte Stimme, wie die eines kleinen Kindes; was sie zu sagen hat, ist allerdings weniger kindlich: „Im Batsurguère-Tal und besonders in Ossen gibt es viele brave Leute; in Lourdes gibt es bloß Gesindel (canaille).“ So ist es kein Wunder, daß Dechant Peyramale eines Sonntags auf der Kanzel erklärt: „Es ist nötig, daß die Mütter ihre Kinder überwachen; sie sollen ihnen nicht mehr erlauben, in der Gegend von Massabielle zu spielen. Der Tag wird bald nahen, wo die Jungfrau triumphieren und die Grotte eine geweihte Stätte für alle sein wird. Aber zur Stunde ist es noch gefährlich: der Teufel wohnt in dem Felsen.“ Und er jagt einen Chorknaben, der gegen seinen ausdrücklichen Befehl zur Grotte gegangen ist, aus der Sakristei und aus dem Katechismusunterricht fort[21]).

Es verdient jedoch festgehalten zu werden, daß sich die falschen Erscheinungen niemals in der Nische zeigten, in der Bernadette gewöhnlich die Unbefleckte erblickte, noch auch am Ausgang oder außerhalb des Ganges, wo die Gottesmutter die Unterhaltung mit ihrer Vertrauten einige Male fortsetzte. Die Erscheinungen der Seher irren außerhalb der Grotte oder in der Grotte umher; und wenn sie sich im Gange zeigen, dann dort, wo ihnen der Aberglaube einen Altar errichtet hat, nämlich im letzten und dunkelsten Winkel der Höhle, welcher von der Nische mit dem Rosenstrauch am weitesten entfernt ist.

P. Cros hat zwanzig Jahre später mehrere der Seher von 1858 befragt. Sie erinnerten sich an die Erscheinungen durchaus nur mehr dunkel. Ja, schon zur Zeit der Erstkommunion erinnerten sich viele von ihnen nur mehr unbestimmt an die Dinge, die sie an der Grotte gesehen hatten.

---

[20]) Ders. a. a. O. p. 243.

[21]) Michel de Saint Pierre: Bernadette. Die wahre Geschichte von Lourdes, Olten und Freiburg/Br. 1954, S. 92.

4. Schluß

Und das Fazit dieser dunklen Seiten der Geschichte von Lourdes? Es mag für uns einmal in dem Trost bestehen, daß die Wahrheit siegt und Gott sein Ziel immer erreicht. Gerade auf dem Hintergrunde des Irrtums und der Lüge hebt sich die Wahrheit doppelt hell ab.

Lourdes soll aber auch eine Mahnung zur Vorsicht sein, dem Teufel in naiver Weltbetrachtung eine Macht abzusprechen, die tatsächlich beträchtlich ist, oder diese auch nur zu ignorieren. Satan ist nun einmal der „Fürst dieser Welt", und das Reich Gottes kann sich nur im Kampfe gegen das Reich dieses Wider-Gottes durchsetzen. Das ist nicht ein neues, sondern ein altes Gesetz, das von Anfang an bestand und bis zur Wiederkunft Christi in Kraft bleiben wird. Wie die Einzelseele, so muß die Kirche als Ganzes bis zu ihrer Endvollendung gegen die Hölle kämpfen. Schwachgläubige könnten an der Macht, die Gott die Hölle in Lourdes entfalten ließ, beinahe irre werden und entsetzt, wenn nicht entrüstet fragen: Wie kann Gott bloß die Erscheinungsstätte seiner heiligen Mutter durch dämonische Umtriebe so entweihen lassen? Die Macht des Teufels ist durch Gottes Willen an bestimmte Grenzen gebunden, aber innerhalb dieser Grenzen ist sie relativ frei. Sie durfte sich sogar am Gottessohn selber — freilich vergeblich — erproben und sich schließlich durch das Medium menschlicher Handlanger an ihm austoben. Nun ist aber der Knecht nicht über seinen Meister. Der hl. Johannes vom Kreuz erklärt ausdrücklich: Gott erlaubt dem Teufel, nach demselben Maße und in derselben Weise auf die Seele einzuwirken, wie er selbst sie fördert und gegen sie verfährt. Wenn ihr zum Beispiel wahre Visionen durch einen guten Engel zuteil werden. . ., so gibt er auch dem bösen Geiste die Erlaubnis, daß er ihr ebensolche falsche Visionen vorspiegeln kann, die den wahren so täuschend ähnlich sind, daß die Seele, wenn sie nicht vorsichtig ist, leicht betrogen werden kann. Aber nicht bloß diese Art körperlicher Visionen äfft er nach, er bildet auch, wenn er davon Kenntnis bekommen kann, die geistigen Gunstbezeugungen, die durch den guten Engel hervorgebracht werden, nach und mischt sich unbefugt in dieselben ein[22]). Wer im Glauben wandelt und sich an die Kirche hält, braucht vor den Dämonen und ihren Machenschaften keine Furcht zu haben. Wir müssen nur wissen, daß dort, wo Gott ist und wirkt, auch der Teufel ist und werkt. Er ist wie der Schatten Gottes, mit dem man rechnen muß, ohne ihn ernster zu nehmen, als er es verdient.

Zugleich soll Lourdes auch eine Mahnung zur Vorsicht in Sachen von Visionen und Erscheinungen sein, und zwar in doppelter Hinsicht: daß wir sie nicht in Bausch und Bogen, ohne zwischen „echt"

---

[22]) Dunkle Nacht des Geistes, 23, S. 173 f.

und „falsch" zu unterscheiden, verwerfen, dabei aber damit rechnen, daß sich der Teufel in jede echte Erscheinung einmischt, und daß wir auf diese Dinge grundsätzlich keinen Wert legen, es sei denn, die Kirche hätte bereits ihre Approbation ausgesprochen. Wieder mahnt der hl. Johannes vom Kreuz: Wenn die Seele nach Visionen Verlangen trägt, so öffnet sie dem Teufel Tür und Tor, daß er sie hintergehen kann, weil er es gar wohl versteht, solche nachzuahmen und nachzuäffen, daß sie den guten ähnlich sehen, da er sich ja in einen Engel des Lichtes verwandeln kann. Sie würde dem Teufel und seinen Eingebungen solche Gewalt einräumen, daß sie nicht nur die einen für die anderen hielte, sondern daß die teuflischen immer mehr überhandnähmen, die göttlichen dagegen abnähmen, so daß schließlich alles in der Hand des Teufels und nichts mehr in der Hand Gottes wäre. . .[23]). Die Seher von Lourdes sind ein warnendes Beispiel dafür.

Maria virgo in partu

Von em. Univ.-Prof. Dr. Oskar Graber, Graz

Ob die heilige Jungfrau, schon ehe sie wußte, daß sie die Mutter des Messias werden solle, entschlossen war, immer Jungfrau zu bleiben, ist nicht die einzige Kontroverse bezüglich ihrer immerwährenden Jungfrauschaft. Es ist katholische Lehre: Maria ist Jungfrau vor der Geburt, in der Geburt und nach der Geburt. Volle Jungfräulichkeit muß seelisch und leiblich sein. Marias immerwährende seelische Jungfräulichkeit, wenigstens seit der Menschwerdung, ist unter Katholiken unbestritten. Daher geht es hier nur um die leibliche Jungfrauschaft. Maria hatte nicht von einem Manne, sondern vom Heiligen Geiste empfangen und blieb darum, anders als die übrigen Mütter, von der Empfängnis an bis zur Niederkunft auf jeden Fall frei vom Verlust des körperlichen Siegels der Jungfräulichkeit. Bis vor kurzem war es nun unter Katholiken allgemeine Überzeugung, Maria habe auch in der Geburt dieses Siegel bewahrt, sei also dabei körperlich nicht verletzt worden und überdies auch von Schmerzen frei geblieben. An diesen Umstand dachte man hauptsächlich, wenn man von der „Jungfrau in der Geburt" sprach. Neuestens wird aber versucht, diesem Ausdruck eine andere Deutung zu geben. Professor Albert Mitterer stellt eine Untersuchung an, was Jungfrauschaft und Mutterschaft vom Standpunkt der Biologie aus bedeuten, und gelangt zur Überzeugung, die bisherige Auffassung des jungfräulichen Gebärens Marias sei von der Erzeugungsbiologie des Aristoteles bestimmt und falle

[23]) Aufstieg, II, 10, S. 121.

mit der Geltung der jetzt anerkannten Entwicklungsbiologie[1]). Mitterer findet volle Zustimmung bei Dr. Johannes Bauer[2]).

Leibliche Jungfrauschaft und Mutterschaft, Empfangen, Zeugen und Gebären, so sagt Mitterer, seien biologische Begriffe und ohne sie sei eine Jungfrauenzeugung auch theologisch nicht verständlich. Biologisch bestehe Marias leibliche Jungfrauschaft in der Geburt aber nur darin, daß die von einem Manne geschlechtlich unberührte Jungfrau ein Kind gebar, das aus einem von männlichen Spermien leiblich unberührten Ei gekommen ist, nicht aber in der Erhaltung der körperlichen Unversehrtheit, der Unverletztheit des Hymens und der Bewahrung vor Schmerzen in der Geburt (102-116). „Diese Verletzungen mit den damit verbundenen Schmerzen stehen in einem viel engeren inneren Zusammenhang mit der vollen leiblichen Mutterschaft als die Unverletztheit des Hymens mit voller leiblicher Jungfrauschaft. Denn sie sind nicht bloß Zeichen der Mutterschaft, sondern mit ihr notwendig innerlich verbunden" (112).

Über die Frage, worin Jungfräulichkeit und Mutterschaft, von der Biologie her gesehen, bestehen, ist eine Meinungsverschiedenheit natürlich nicht möglich, und Mitterers diesbezügliche Ausführungen sollen unbestritten bleiben. Damit ist aber das, was von altersher über die „Jungfrau in der Geburt" geglaubt wurde, noch nicht als falsch erwiesen. Die Vertreter der Tradition hatten zwar keine Einsicht in die biologischen Vorgänge, die Jungfrauschaft und Mutterschaft kennzeichnen, sie leugneten sie aber auch nicht. Wenn sie glauben und berichten, Maria habe Jesus empfangen und geboren und die Empfängnis sei nicht von einem Manne, sondern durch die Kraft Gottes bewirkt worden, geben sie indirekt und sachlich sogar zu, daß die Mutter, die das Kind gebar, frei war „von leiblicher Berührung ihres Eies durch Spermien des Mannes" (103). Es ist nur ein Mehr, das die Tradition über dieses Gebären berichtet: Wunderbare Begleiterscheinungen, durch die die leibliche Jungfrauschaft in der Geburt so vollkommen bewahrt blieb, daß das göttliche Kind auch ohne Verletzung des jungfräulichen Körpers der Mutter und ohne Zerreißungen und Schmerzen geboren wurde. Selbst wenn man darin das Wesen des jungfräulichen Gebärens gesehen hätte, wäre es wohl ein Irrtum in biologischer Hinsicht gewesen, das berichtete Wunderbare aber wäre damit noch nicht als unwirklich erwiesen. Es kommt nur darauf an, ob es genügend sicher bezeugt ist. Die Glaubwürdigkeit würde den Zeugen freilich abgehen, wenn diese wunderbaren Begleiterscheinungen des Gebärens in sich unmöglich wären. Dieser Meinung ist freilich

---

[1]) Dogma und Biologie der Heiligen Familie. Wien 1952, bes. S. 102—129. Die im folgenden angegebenen Seitenzahlen bei Nennung des Autors beziehen sich auf dieses Buch. — Ders., Parthenogenese u. Theologie, in: Theologie und Glaube, 1953, S. 113—120.

[2]) Münchener Theologische Zeitschrift, 9 (1958), S. 134, u. Marianum 17, Rom 1955, S. 531—535.

Mitterer, denn er glaubt, wie schon erwähnt, die Verletzungen und Schmerzen seien mit der Mutterschaft notwendig innerlich verbunden und, wenn sie fehlten, wäre die Geburt nicht ein Akt der Mutter, sondern des Kindes. Daher komme es, daß der hl. Thomas, der diese Verletzungen leugne, um die Unverletztheit zu begründen, auch den Gebärakt der Mutter leugne und ihn durch einen Akt des Kindes ersetze. Das hätten auch andere getan. Dagegen macht Mitterer geltend: Das „Gebären ist eine Tätigkeit der Mutter, nicht des Kindes, und besteht darin, daß sich die Muskeln des Mutterschoßes entsprechend zusammenziehen und das geburtsreife Kind aus dem inneren Mutterschoß in den äußeren Schoß der Mutter drängen, wobei, wenn nicht die Geburtswege überhaupt, so doch das Hymen verletzt wird" (116).

Es ist jedoch nicht einzusehen, daß die berichteten wunderbaren Umstände dem aktiven Gebären Marias entgegen wären. Die Tätigkeit der Gebärenden, durch die sie das Kind aus ihrem Schoße hinausdrängt, bleibt ihre eigene Tätigkeit, auch wenn das Hinausdrängen zufolge eines Wunders durch unverletzt bleibende Organe nicht auf normalem Wege erfolgt. Die Möglichkeit eines wunderbaren Durchdringens von Körpern durch Körper beweist der Auferstandene wiederholt. Mitterer selbst sagt: „Auch bei aktivem Gebären konnte das Hymen durch ein Wunder unverletzt erhalten bleiben" (118). Durch psychologische und medizinische Mittel kann das Gebären heute überhaupt schon schmerzlos gemacht werden, was beweist, daß schmerzloses und aktives Gebären keine Gegensätze sind. Was natürliche Mittel bewirken können, kann Gottes Wundermacht ebenfalls. Es gibt keinen Kirchenvater, der Maria das aktive Gebären abspräche; Mitterer verweist auch auf keinen. Aber nicht einmal das, was er diesbezüglich vom hl. Tomas sagt, ist überzeugend. Wohl stellt dieser die Frage: „Utrum B. V. aliquid active egerit in conceptione corporis Christi" (3, 32, 4) und beantwortet sie negativ. Damit spricht er ihr aber noch nicht das aktive Gebären ab. Die Frage, ob ihr Gebären ohne eigene Tätigkeit gewesen sei, stellt Thomas darum gar nicht, obwohl die ganze Quaestio 35 des 3. Teiles die Überschrift trägt: De nativitate Christi, und eine solche Frage zu erwarten wäre, wenn er nicht an ein normales Gebären geglaubt hätte. Dagegen sagt er ausdrücklich: „Ex parte matris nativitas illa fuit naturalis" und: „B. V. est vera et naturalis mater Christi" (3, 35, 3 ad 2 und in c.). Thomas wußte doch auch gewiß, daß eine Geburt, die nicht die Mutter, sondern das Kind selbst vollzieht, keine natürliche Geburt ist. Wenn er von einem „exitus prolis de utero matris" spricht oder sagt: „Christus est egressus ex clauso utero matris" (3, 28, 2 ad 1; 35, 6 in c.), Stellen, in denen Mitterer das Gebären als Akt des Kindes ausgesprochen sieht (117), so beweist das nichts, denn es gibt doch auch ein passives Hervorgehen. Gerade dort, wo Thomas vom „exitus prolis" redet (3, 28, 2 ad 1), zitiert er den

Schrifttext „von jedem Erstgeborenen, der den Schoß der Mutter öffnet" (Lk 2, 23 = Ex 13, 2), was niemand von einem Akt des Kindes verstehen wird. Vgl. auch Jo 11, 44, wo berichtet wird, daß Lazarus aus dem Grabe „herausging", obwohl er an Händen und Füßen gebunden war. Wie wenig zudem der hl. Thomas mit der Annahme eines schmerzlosen Gebärens den Gebärakt Marias leugnen will, zeigt seine Ansicht, im Paradiese hätten alle Mütter schmerzlos geboren (1, 98, 2 ad 4).

Doch sei die Ansicht des hl. Thomas welcher Art immer, sie konnte jedenfalls keine Rückwirkung auf die Tradition der früheren Jahrhunderte haben. Mitterer bemerkt wiederholt, seine Darstellung der „Jungfrau in der Geburt" habe nur dann Geltung, wenn keine weiteren Angaben darüber vorlägen (110, 114, 115, 116, 119, 122). Solche Angaben liegen aber vor, und zwar in sehr großer Zahl.

1. In fast allen Glaubensbekenntnissen, von den frühesten angefangen, und in vielen kirchlichen Lehrentscheidungen werden bezüglich der Menschwerdung Christi zwei Tatsachen unterschieden: Er ist empfangen vom Heiligen Geiste und geboren aus Maria, der Jungfrau[3]). Diese sorgfältige Unterscheidung der beiden Tatsachen wäre nicht verständlich, wenn das „geboren aus der Jungfrau" nur hätte aussagen sollen: Maria hat unberührt von einem Mann ein Kind geboren, das aus einem von männlichen Spermien unberührten Ei gekommen ist (104). Denn dies ist in der vorher erwähnten Empfängnis vom Heiligen Geiste vollkommen eingeschlossen. Jedermann konnte, auch ohne einen näheren Einblick in die biologischen Vorgänge zu haben, verstehen, daß damit die Geburt eines Kindes verbunden war, auf dessen Werden keines Mannes Tätigkeit und Spermium einen Einfluß ausgeübt hatten. Wenn trotzdem auffälligerweise die Gebärende immer wieder als „Jungfrau" bezeichnet wird, so soll das offenbar über das bereits Gesagte hinausgehen, ist also eine zweite Wahrheit, also wohl nur die, daß die körperlichen Merkmale, die ein geschlechtlich unberührtes Mädchen normalerweise als Jungfrau kennzeichnen, bei Maria erhalten blieben.

2. Das wird noch klarer aus den fast unzählige Male bei Vätern und kirchlichen Autoritäten gebrauchten Formeln: Maria est virgo ante partum, in partu et post partum, oder: Concepit virgo, peperit virgo, permansit virgo u. ä. Dafür aus einer Fülle nur einige Zeugnisse: Die Synode von Mailand (390), die auf Anregung und unter Vorsitz des hl. Ambrosius stattfand[4]), das

---

[3]) Denzinger, Enchir. Symb. 2, 6, 9, 13, 16, 20, 86, 255, 256, 282 s., 284, 290, 344, 429, 462, 994.

[4]) Epistula 81 ad Siricium. Migne, Patrologia latina (PL.), 16, 1173 s. u. J. D. Mansi, Sacrorum Conciliorum nova et amplissima collectio III, 665 s.

Laterankonzil vom Jahre 649[5]), das Toletanum XI. (675)[6]), Papst Paul IV. (1555)[7]), Klemens VIII. (1603)[8]), das Breviarium[9]) und Missale Romanum[10]), Hieronymus[11]), Augustinus[12]), Petrus Chrysologus[13]), Leo der Große[14]), Maximus von Turin[15]), Fulgentius[16]), Johannes von Damaskus[17]) u. a. Warum so oft diese zwei- oder dreigliederige Formel, wenn das, was im zweiten Glied ausgesagt ist, nicht mehr bedeutet als das im ersten Enthaltene? Mitterer erklärt es so: „Diese Entfaltung war aus verschiedenen Gründen zweckmäßig wegen der verschiedenen Häresien, gegen die sie gerichtet war" und weil die Geburt „das entscheidendste Gegenzeichen gegen die Jungfrauschaft ist" (123). Das reicht aber zur Erklärung nicht hin. Kein Häretiker, der noch auf christlichem Boden stand, leugnete die Empfängnis Christi vom Heiligen Geiste. Damit war aber schon das zugegeben, was eine jungfräuliche Geburt im Sinne Mitterers zur Folge haben mußte, und bei dieser Erkenntnis konnte das „Gegenzeichen" keine Beweiskraft mehr gegen die Jungfrau besitzen. Es hätte also vollkommen genügt, Maria als „virgo ante partum et post partum" zu bezeichnen. Diese Formel ist vielmehr gegen jene gerichtet, die das unversehrte Gebären Marias ausdrücklich leugneten, wie Tertullian[18]), Origenes[19]) und vor allem Jovinian[20]). Klar wird das aus der Entscheidung der eben erwähnten Synode von Mailand. Denn nur mit Rücksicht auf diese Leugnung ist der Ausspruch des Konzils verständlich: „De via perversitatis produntur dicere: Virgo concepit, sed non virgo generavit"[21]). Jovinian und seine Gesinnungsgenossen, gegen die die Synode entschied, gaben also zu, daß Maria unberührt von einem Manne empfangen hatte. Die „Verworfenheit" ihrer Lehre über Marias Gebären, die das Konzil hier feststellt, konnte daher nur der Leugnung der bekannten wunderbaren Begleiterscheinungen des Gebärens gelten. Hätte die in Rede stehende Formel nur eine Entfaltung des allgemeinen Dogmas

---

[5]) D 256.
[6]) D 281.
[7]) D 993.
[8]) D 993,2.
[9]) Fest. Purif. B. M. V., Resp. 1.
[10]) Fest. Imm. Conc., Graduale u. Tractus.
[11]) In Ezech. 44, 1, l. 13. c. 44. PL. 25, 430.
[12]) Sermo 115, n. 3. PL. 38, 1073. Sermo 186, 1, 1. PL. 38, 999. De symbolo ad catechum., Sermo 1 c. 3. n. 6. PL. 40, 630. De catechiz. rud., c. 22, n. 40. PL. 40, 339.
[13]) Sermo 117. PL. 52, 521.
[14]) Sermo 22, 2. PL. 54, 195. Epist. 28, 2. PL. 54, 759.
[15]) Sermo 5. PL. 57, 235.
[16]) Epist. 17, 12. PL. 65, 458.
[17]) De fide orthod., 4. 14. Migne, Patrologia graeca (=PG.) 94, 1161.
[18]) De carne Christi c. 23. PL. 835 s.
[19]) In Lc., hom. 17. PG. 13, 1836.
[20]) Aug., De haer. n. 82. PL. 42, 45.
[21]) PL. 16, 1173 s. Mansi III, 665 s.

der Jungfräulichkeit Marias sein sollen, so wäre angesichts einer Gefahr diese Aufspaltung sogar unklug gewesen. Das „virgo generavit" bot nämlich den Doketen einen scheinbaren Anhaltspunkt für die Leugnung der wahren menschlichen Natur Christi. Augustin sagt das ausdrücklich; der Text ist zu bedeutend um ihn zu übergehen: „Hoc de Manichaeorum nomine et crimine faciebat etiam Jovinianus, negans Mariae sanctae virginitatem, quae fuerat dum conciperet, permansisse dum pareret: tamquam Christum cum Manichaeis phantasma crederemus, si matris incorrupta virginitate diceremus exortum. Sed in adiutorio ipsius Salvatoris, sicut spreverunt Catholici velut acutissimum quod Jovinianus exseruerat argumentum, et nec sanctam Mariam pariendo fuisse corruptam, nec Dominum phantasma fuisse crediderunt, sed et illam virginem mansisse post partum et ex illa tamen verum Christi corpus exortum"[22]).

Gegen die gegebene Deutung der dreiteiligen Formel bringt Mitterer auch vor, sie verstoße gegen die Logik, gegen das Gesetz, daß die eingeteilte Gattung in allen Einteilungsgliedern den gleichen Sinn haben müsse (123 f.). Man braucht jedoch unter „Jungfrau" nur das zu verstehen, woran die Alten vor allem dachten, nämlich: Maria im Besitze des unverletzten Siegels der Jungfräulichkeit, dann hat „die Jungfrau" in allen drei Teilen des Spruches genau den gleichen Sinn.

3. Was die bisherigen Texte indirekt erkennen lassen, das liest man bei den Vätern auch ausdrücklich. In Kenntnis der jungfräulichen Empfängnis und der sich daraus ergebenden gleichfalls jungfräulichen Geburt bezeugen sie überdies mit größter, eindrucksvoller Einmütigkeit die bekannten wunderbaren Begleiterscheinungen dieser Geburt. Es können natürlich nur ganz wenige Zeugnisse geboten werden. Irenäus sieht im Gebären Marias erfüllt, was Isaias 66, 7 steht: „Ehe sie, die kreißte, gebar und ehe die Geburtswehen eintraten, ward sie von einem Knäblein entbunden"[23]). Ephräm läßt Maria Mutter werden „servata virginitate et sigillis non solutis, ... integris virginalibus"[24]). Gregor von Nyssa nennt die Gebärerin „frei von Schmerzen"[25]). Amphilochius bringt den Ausspruch: „Soweit es auf die Natur der Jungfrau ankommt, wurden die jungfräulichen Pforten durchaus nicht geöffnet, soweit es aber auf die Macht des geborenen Herrn ankommt, ist ihm nichts verschlossen, sondern alles offen"[26]).

Hieronymus, der tapfere Verteidiger der Jungfräulichkeit Marias gegen die Irrlehrer seiner Zeit, bemerkt zu den Worten

---

[22]) Contra Julianum l. 1, 2, n. 4. PL. 44, 643.

[23]) Demonstratio praedic. evang. II, 2, n. 54. Bibliothek der Kirchenväter, Kösel, 4. Bd., 622.

[24]) Hymni de B. M. 18, 20. M. J. Rouët de Journel, Ench. patr., 711.

[25]) Or. 1. In Christi resurr. PG. 46, 601 s.

[26]) Oratio 2. In occursum Dmni, n. 3. PG. 39, 49.

des Hohenliedes 4, 12 vom verschlossenen Garten und dem versiegelten Quell: „Quod clausum est atque signatum, similitudinem habet Matris Domini, matris et virginis“[27]). Augustin gibt die Erklärung für den bei ihm und anderen fortwährend vorkommenden Ausdruck „incorrupta virginitas“: „Eum visceribus fecundis et genitalibus integris Virgo Mater effudit“[28]). Petrus Chrysologus, der wiederholt von Marias unverletztem Gebären spricht, erklärt: „Pariendo non perdidit virginitatis insignia . . ., quae nullas partus pertulit passiones[29]). Leo der Große bezeugt: „Cuius virginitas sicut non est violata partu, sic non fuerat temerata conceptu“[30]). Die Väter des Konzils von Chalcedon geben in ihrer Ansprache an Kaiser Marcian die Erklärung, in welchem Sinne die Gottesmutter Jungfrau zu nennen sei: „Desjenigen wegen, der ihr auf eine Weise, wie es Gott geziemte, den Mutterleib versiegelt hielt“[31]). Der begeisterte Lobredner Marias Jakob von Sarug sagt: „Er, (der Heilige Geist) machte sie zu der Gebenedeiten unter den Weibern und befreite sie vom Fluche der Schmerzen ihrer Mutter Eva . . . Maria trug ihn (Christus) innerhalb der verschlossenen Pforte der Jungfräulichkeit, bei seiner Geburt ließ er das Siegel dieser in seinem Verschluß“[32]). Der Leib Christi durchdrang den Schoß Marias, wie er später durch verschlossene Türen hindurchging, sagt neben vielen anderen Gregor der Große[33]). Johannes von Damaskus verweist dafür auf die Macht Christi[34]). Den Abschluß dieser Zeugnisse mögen die Worte des Papstes Hormisdas an Kaiser Justinus bilden: Christus wurde in der Zeit geboren „hominis more, matris vulvam natus non aperiens et virginitatem matris deitatis virtute non solvens. Dignum plane Deo nascente mysterium, ut servaret partum sine corruptione, qui conceptum fecit esse sine semine“[35]). Die Reihe der Aussagen ließe sich fortsetzen bis in unsere Tage; schon ein Blick in die Dogmatiklehrbücher auch der neuesten Zeit bestätigt den Fortbestand der Tradition[36]).

---

[27]) Adv. Jovin., l. 1. n. 31. PL. 23, 265.

[28]) Epist. 186, 1. PL. 38, 999. Ep. 137, 2, 8. PL. 33, 519. Vgl. Sermo 215, n. 3. u. 4. PL. 38, 1073 u. 1074. Tract. 121 in Jo, n. 4. PL. 35, 1958.

[29]) Sermo 144, PL. 52, 585 und Sermo 117, PL. 52, 521. Vgl. Sermo 84, PL. 52, 436. Sermo 142, PL. 52, 580. Sermo 145. PL. 52, 589.

[30]) Sermo 23, c. 1. PL. 54, 199 s. Vgl. Sermo 22, 2. PL. 54, 195. Epist. 35. PL. 54, 809.

[31]) J. D. Mansi, Sacr. Concil. nova et ampl. coll. VII, 1197.

[32]) Bibl. d. Kirchenväter, Kösel, Bd. 6, 357.

[33]) Homil. 26, 1. PL. 76, 1197.

[34]) De fide orthod. 4, 14, PG. 94, 1161.

[35]) Epist. 79. PL. 63, 514.

[36]) Die gebotene Übersicht mag erkennen lassen, was von dem Worte Dr. Johann Auers (Geist und Leben, 23. Jg., 414 f.) zu halten ist: „Später (er verweist zuerst auf die Lateransynode 649) taucht einige Male eine fast medizinische Auffassung über die Jungfräulichkeit auf, die die körperliche Unverletztheit Mariens vor, in und nach der Geburt besagt.“

4. Was die Väter über die Jungfrau in der Geburt sagen, findet deutlichen Niederschlag in der Liturgie der Kirche, die in ihrer lex orandi kundgibt, was sie glaubt. Meßbuch und Brevier bezeugen den Glauben an ein schmerzloses Gebären Marias ohne Verlust des jungfräulichen Siegels. In einer Adventsantiphon des Breviers spricht Maria zum Engel: „Paritura sum regem, qui claustrum virginitatis meae non violavit?" Der Vers „post partum virgo inviolata permansisti" kehrt in Meßbuch und Brevier das ganze Jahr hindurch wieder; wenn die Kirche damit kundtut, daß sie an ein Unverletztbleiben nach der Geburt glaubt, so glaubt sie natürlich ebenso an ein Unverletztsein in der Geburt. Im Offizium von Neujahr und Lichtmeß liest man: „Nesciens mater virgo virum peperit sine dolore." Die Sekret des Festes der Heimsuchung und Geburt Marias sagt, daß Christus „natus de Virgine matris integritatem non minuit, sed sacravit". Die Muttergottespräfation unterscheidet die jungfräuliche Empfängnis durch Überschattung des Heiligen Geistes ausdrücklich von der „gloria permanens virginitatis". An den Samstagen von fünf Monaten stehen im Officium B.M.V. in Sabbato oben zitierte Texte aus Ambrosius, Hieronymus und Augustinus. Wie die Kirche amtlich betet, so betet auch das christliche Volk. In der Lauretanischen Litanei ruft es Maria an als „mater inviolata, mater intemerata".

Angesichts einer solchen Fülle von Zeugnissen, die beliebig vermehrt werden könnten, von Aussagen über die wunderbaren Erscheinungen, die das Gebären der unberührten Jungfrau begleiteten, kann man wohl sagen: Es gibt nicht viele Dogmen, für die eine so ununterbrochene und reiche Tradition besteht, wie für die hier verteidigte Wahrheit. Ihr kommt zweifellos die zu ihrer Anerkennung von Mitterer geforderte Einhelligkeit zu, „die für sie als Kriterium der Offenbarung erforderlich ist" (128). Diese Tradition überliefert, was Mitterer zu bedenken gibt, nicht etwa „nur patristische Schlüsse aus dem Offenbarungsgut", die Väter stellen ihre Aussagen nicht erst schlußfolgernd fest (ebd.), sondern geben sie als überlieferte Lehre wieder. Man denke nur wieder an die Synode von Mailand und damit an Ambrosius, die Jovinians Leugnung der Unverletztheit Marias in der Geburt als „Verworfenheit" brandmarken und als „entgegen der Lehre der Priester, der Heiligen Schrift und dem Apostolischen Glaubensbekenntnis" (Mansi III, 665 f.). Man lese die oben angeführten Worte Augustins (contra Jul., l. 1. 2. n. 4), wo er die Behauptung, Maria sei in der Geburt verletzt worden, in gleich scharfer Weise wie den Doketismus verurteilt und bezeugt, daß die Katholiken durch Gottes Hilfe in gleicher Weise sowohl an die wahre Menschheit Christi als auch an Marias Unverletztheit in der Geburt glauben. So pflegt man in der Tradition nicht zu sprechen, wenn man auf eigene Verantwortung erst aus Prämissen Schlüsse zieht.

5. Es fehlt trotzdem nicht an Versuchen, die Einmütigkeit des Väterkonsenses zu bestreiten. Mitterer nimmt einmal den hl. Ambrosius für sich in Anspruch (117, Anm. 156) und meint jedenfalls die Stelle aus dem Lukas-Kommentar II, 57[37]). Der Kirchenlehrer bezieht sich dort auf Lk 2, 23, wo Ex 13, 2 zitiert wird: „Alles Männliche, das den Mutterschoß öffnet, wird heilig dem Herrn genannt werden." Ambrosius sagt, diese Worte seien nicht nach dem Literalsinn zu nehmen, da ja nicht alle Erstgeborenen heilig wären, die Aussage gelte nur von Christus, „insofern er allein den stillen Mutterschoß ... der heiligen Jungfrau Kirche zur Wiedergeburt des Gottesvolkes öffnet. Er allein öffnete auch sich den Mutterschoß, ... um makellos hervorzugehen". Ambrosius sagt aber auch im gleichen Lukas-Kommentar (II, 7), daß Maria das Vorbild der Kirche ist, „die als Jungfrau gebiert ohne Schmerzenslaut"[38]), was die Väter immer mit der Unverletztheit in Verbindung bringen. So wenig Ambrosius „den Mutterschoß der heiligen Jungfrau Kirche zur Wiedergeburt des Gottesvolkes" verletzt denkt, ebensowenig jedenfalls auch den Mutterschoß Marias. Auch die schon erwähnte Synode von Mailand, der Ambrosius vorstand, läßt mit ihrer Entscheidung gegen Jovinian keinen Zweifel an der Auffassung des Kirchenlehrers bestehen. Aber auch er selbst bekundet sie auf unmißverständliche Weise. In der Schrift De institutione virginis n. 52, die ungefähr fünf Jahre nach dem Lukas-Kommentar verfaßt wurde, gibt er folgende Erklärung zu Ez 44, 1 f.: „Porta igitur Maria, per quam Christus intravit in hunc mundum, quando virginali fusus est partu, et genitalia virginitatis claustra non solvit. Mansit intemeratum septum pudoris et inviolata integritatis duravere signacula, cum exiret ex virgine. Bona porta Maria, quae clausa erat et non aperiebatur. Transivit per eam Christus, sed non aperuit"[39]). Mit dem Ausdruck „aperire vulvam", den Ambrosius im Lk-Kommentar gebraucht, weil die Heilige Schrift damit das erstmalige Gebären bezeichnet, will er also nur die Tatsache feststellen, daß das Kind aus dem Mutterschoß wirklich hervorging. Diese Art, die Geburt zu bezeichnen, ist auch bei anderen nachweisbar. Hieronymus z. B. sagt: „Solus enim Christus clausas portas vulvae virginitatis aperuit, quae tamen clausae jugiter permanserunt"[40]). Ganz ähnlich Amphilochius in der oben zitierten Stelle und Isidor von Pelusium[41]).

Die Berufung Joh. Bauers auf Fulgentius als Zeugen gegen die Tradition ist nicht glücklicher[42]). Als Beleg hiefür soll ein Satz in

[37]) PL. 15, 1655.
[38]) PL. 15, 1635 s.
[39]) PL. 16, 334.
[40]) Dial. contra Pelagianos, II, 4. PL. 23, 563.
[41]) Epistolarum l. 1. PG. 78, 196, 198.
[42]) Marianum 17. Jg. (1955), S. 531—535.

der Schrift De duplici nativitate Christi n. 6 dienen: „Gratia Dei et mentem (Mariae) integram servavit et carnem. . . Carni abstulit libidinem“[43]). Fulgentius fasse hier Empfängnis und Geburt als Einheit auf, und die „integritas in partu“ bedeute ihm daher nur, die Empfängnis sei ohne Begierlichkeit gewesen. Fulgentius zeigt aber wiederholt, daß er das Freisein von der Begierlichkeit auf die Empfängnis allein bezieht und davon die „integritas in partu“ klar unterscheidet. So in der Schrift De fide, wo er sagt: Christus wurde auf neue Weise geboren „in matre virgine, sine coitu viri, sine libidine concipientis virginis: ut per deum hominem, quem absque libidine conceptum inviolatus edidit virginis uterus, ablueretur peccatum[44]). Noch deutlicher wird dies aus der Schrift De veritate praedestinationis l. 1 c. 2 n. 5: „Virgo permansit inviolata post partum: quia nec libidinem, sensit cum Deum conciperet in utero . . . nec aliquam corruptionem, dum in vera nostri generis carne pareret“[45]). Bauer glaubt aber noch stärkere Beweise zu besitzen, einen „textus gravissimus“. Brief 17 des Fulgentius enthält nämlich den Satz: „(Christus) solus est masculus adaperiens vulvam. . . Vulvam quippe matris eius non concupiscentia mariti concumbentis, sed omnipotentia Filii nascentis aperuit“[46]). Die früher hier angeführten ähnlichen Aussprüche des Ambrosius und Hieronymus könnten genügen, um solche Worte als ungefährlich zu verstehen. Wenn Fulgentius an eine wirkliche Öffnung des Mutterleibes gedacht hätte, wozu dann der Hinweis auf die „Allmacht Gottes, die ihn öffnete“? Zudem wird ebenfalls im gleichen Brief, nur einige Kapitel zuvor, ausdrücklich gesagt, daß Maria in der Geburt unverletzt blieb: „Ineffabiliter concepit et peperit et virgo genitrix inviolata permansit“[47]). Bauer freilich will das „inviolata permansit“ nur als „unverletzt durch Geschlechtsverkehr“ verstehen. Der Beweis hiefür ist allerdings eigenartig. Fulgentius sagt nämlich einmal: Die Kirche ist Jungfrau in all ihren Gliedern, Jungfrau bloß geistiger Weise in den keuschen Eheleuten und Witwen, Jungfrau in höherem Grade in jenen, in denen sie auch die Unverletztheit körperlicher Jungfräulichkeit besitzt (in quibus. . . corporeae virginitatis integritate potitur). In diesen letzteren, in denen sie auch das Fleisch von jeder Beiwohnung unberührt bewahrt (in quibus. . . carnem ab omni concubitu reservat intactam) habe sie, je voller sie die Jungfräulichkeit besitzt, desto voller und vollkommener den Namen eben dieser Jungfräulichkeit[48]). Das ist aber doch nur die einfache Feststellung, daß Mädchen, die

[43]) PL. 65, n. 6, 728.
[44]) PL. 65, n. 17, 679,
[45]) PL. 65, n. 1, 605.
[46]) C. 13. n. 27. PL. 65, 468.
[47]) C. 6. n. 12. PL. 65, 458.
[48]) Ep. 3, c. 6. n. 10. PL. 65, 328.

geschlechtlich unberührt sind, auch körperlich unverletzt sind. Daß Fulgentius Maria, von der hier gar nicht die Rede ist — er spricht ja von der Kirche —, nur in dem Sinne unverletzt im Gebären nennte, daß sie nie mit einem Manne verkehrt habe, davon ist hier nichts zu sehen. Die früher angeführten Stellen aus des Kirchenvaters Schriften zeigen dagegen, daß er das eine von dem anderen genau unterscheidet und beides von Maria bejaht.

Es besteht also kaum ein Zweifel: Mag man auch diejenige, die unberührt von einem Manne und von männlichen Spermien gebiert, biologisch als Jungfrau bezeichnen, die Väter, die Liturgie, das christliche Volk verstehen, wenn sie Maria „Jungfrau in der Geburt" nennen, darunter noch mehr: Sie ist es ihnen auch deshalb, weil sie unverletzt und ohne Schmerzen geboren hat.

Die Bewahrung der körperlichen Unverletztheit Marias in der Geburt ist nicht etwa eine rein medizinische Angelegenheit, sie ist von religiöser Bedeutung, weil für die Gottesmutter eine hohe Auszeichnung. Freilich wäre auch das Gegenteil keine Unehre gewesen. Mitterer gibt sich viele Mühe, dies klarzumachen (124—126). Daß aber solche Erwägungen in einer mariologischen Frage nicht ausschlaggebend sind, wird durch die Tatsache der Aufnahme des Leibes Marias in den Himmel evident klar. Es wäre der Würde der hl. Jungfrau kein Abbruch geschehen, wenn ihr Leib im Grabe verwest wäre. Und dennoch wurde dies, wie es katholischer Glaube ist, um der Gottesmutterschaft willen verhindert. Gerade diese Tatsache beweist, daß Gott es als zuwenig erachtete, nur jede Unehre vom Leibe der Mutter seines Sohnes fernzuhalten, daß er ihm auch positiv höchste Auszeichnung und Ehre erweisen wollte. Die byzantinische Liturgie[49]) und spätere Kirchenväter, wie Andreas von Kreta[50]) und Johannes von Damaskus[51]), sehen demnach auch einen inneren Zusammenhang zwischen der körperlichen Unverletztheit in der Geburt und der leiblichen Himmelfahrt.

Hätte Maria, wenn auch von keinem Manne und seinem Spermium berührt, wie jede andere Frau geboren, dann wäre zwar das Wesentliche ihrer Jungfräulichkeit nicht angetastet worden, aber sie wäre, wie R. Laurentin bemerkt, nicht mehr vollkommen in der Ordnung des Zeichens: Sie, die Jungfrau schlechthin, die virgo per excellentiam, würde an ihrem Körper die Merkmale entbehren, die naturgemäß die Jungfrau kennzeichnen und auszeichnen und von ihrer jungfräulichen Gesinnung Wert erhalten[52]).

Die Privilegien des jungfräulichen Gebärens gehören mit zu dem Siege über den Teufel, den Maria nach kirchlicher Überzeugung errungen hat. Demzufolge blieb sie frei von der Erbsünde,

[49]) Munificentissimus Deus. A. A. S. 42 (1950) 759.
[50]) Or. de dormitione S. Mariae. PG. 97, 1081.
[51]) In dormitionem B. V. M., hom. 2., 14. PG. 96, 741.
[52]) Compendio di Mariologia, 1956, p. 158 s.

von der ungeordneten Begierlichkeit und den aus dieser stammenden persönlichen Sünden, frei auch von der Verweslichkeit des Fleisches. Es liegt ganz in der Linie gerade dieses Privilegs, daß derjenige, dem sie es verdankte, nicht selbst ihren jungfräulichen Schoß verletzte. Da der letzte Grund aller ihrer Privilegien die Gottesmutterschaft ist, war es höchst angemessen, daß sie gerade in der Mutterschaft nicht die Folgen tragen mußte, die wegen der ersten Sünde über die Mütter verhängt wurden. Wenn Mitterer die Berufung auf die Befreiung vom Fluche der Erbsünde für wertlos erklärt, weil Maria auch andere Übel, wie die Mühsale des Lebens, als Folge der ersten Sünde tragen mußte (126 f.), so kann dem entgegen gehalten werden: Diese anderen Folgen beeinträchtigen nicht den Glanz ihrer Mutterschaft, und nur diese sollte durch ihre Priviligien glorreich gestaltet werden.

Von hohem Werte für die Verteidigung der unversehrten jungfräulichen Mutterschaft im herkömmlichen Sinn ist es, daß ein höchst bedeutendes kirchliches Dokument auch der letzten Zeit dafür spricht. In der Constitutio „Munificentissimus Deus" sagt Pius XII.: Maria ist zufolge des Sieges, den sie als Gefährtin des Erlösers erfocht, nicht nur „immaculata in suo conceptu" und „sepulcri corruptione immunis", sondern auch „in divina maternitate sua integerrima virgo"[53]).

Pastoralfragen

Beichtzuspruch. Welche Verpflichtung besteht für den Confessarius, einen Beichtzuspruch zu geben, und welche für den Pönitenten, diesen zu befolgen? Schon die Art der Fragestellung weist darauf hin, daß hier das Wort „Beichtzuspruch" in engerem Wortsinn zu nehmen ist, also mit Ausschluß dessen, was unter der Aufschrift: „Die Pflicht des Beichtvaters, zu fragen, zu belehren und zu mahnen" behandelt wird. Auch das sind Besprechungen mit dem Beichtkind, dienlich zur Erreichung eines vollständigen Bekenntnisses, vielleicht notwendig zur Richtigstellung eines irrigen Gewissens oder auch zur Vermittlung jenes religösen Wissensgutes, das unbedingte Voraussetzung zum Sakramentsempfang ist. Über die Notwendigkeit solcher Belehrungen und Fragen zu entscheiden, liegt im Ermessen des Beichtvaters als Richter, der für die gültige Absolution verantwortlich ist. Des weiteren weiß jeder Seelsorger, wie sehr es bisweilen eines richtigen Zusprechens bedarf, um eine für die Lossprechung ausreichende Disposition im Pönitenten zu schaffen. Aber in allen diesen Fällen gibt es keine Frage um den Grad der Verpflichtung zu solchen Gesprächen mit dem Beichtkinde, denn die Sorge für die Gültigkeit des Sakramentes begründet immer eine obligatio gravis für den Spender, der auf seiten des Empfängers die Pflicht zur Aufrichtigkeit und zur Be-

[53]) Munificentissimus Deus. A. A. S. 42 (1950) 768.

folgung der priesterlichen Forderungen entspricht, dies um so mehr, als der Pönitent selbst für die Integrität seiner Beichte ebenso wie für seine Befähigung zum Gnadenempfang der Sündenverzeihung, für seine seelische Bereitschaft dazu der Erstverantwortliche ist. Wenn wir diese Bemühungen, ein unschlüssiges Beichtkind zu einer wahren Reuegesinnung zu bringen, in den richterlichen Pflichtbereich einbeziehen, so deshalb, weil wir im Confessarius keinesfalls einen Strafrichter sehen, der einfach nach momentanem Eindruck und erstem Befund auf absolvere oder retinere erkennt, sondern zu einem sündenbefreienden Urteilsspruch verhelfen wird. So waltet der Richter auch stets als Pastor bonus, als Helfer und Arzt. Dem Arzt aber und nur ihm gilt nun im folgenden die oben gestellte Frage, welche Verpflichtung für den Beichtvater besteht, einen Beichtzuspruch zu geben, und wieweit er fordern kann, daß dieser vom Pönitenten befolgt werde.

Das kirchliche Gesetzbuch mahnt im Kanon 888 § 1: „Meminerit sacerdos in audiendis confessionibus se iudicis pariter et medici personam sustinere ac divinae iustitiae simul et misericordiae ministrum a Deo constitutum esse ut honori divino et animarum saluti consulat." Wer die Pflicht des Confessarius-Medicus, einen Beichtzuspruch zu geben, negiert, kann sich wohl auf den zitierten Gesetzeskanon berufen, der kein strenges Gebot dafür beinhaltet. Er muß aber — das kirchliche Rechtsbuch macht wörtlich und ausdrücklich darauf aufmerksam — bedenken (meminerit), daß es nicht nur paragraphierte Rechtsobligationen gibt, sondern auch Verbindlichkeiten, die aus der Berufung und Weihe zum Priester und zum „minister misericordiae divinae" erwachsen. Wenn dies an genannter Stelle derart deutlich in Erinnerung gerufen wird, dann ist es gewiß verfehlt, den Beichtzuspruch ohne weiteres auf Pflichtskala „nach Belieben" zu setzen. Das findet auch seine Bestätigung durch das Rituale Romanum, das im „Ordo ministrandi Sacramentum Paenitentiae" den Auftrag enthält: „Sacerdos ad vitam emendandam ac melius instituendam inducet, remediaque peccatorum tradet" (Tit. III, in Neuausgaben Tit. IV, Nr. 18).

Im allgemeinen erwarten die Gläubigen nach ihrer Beichte eine Aufmunterung „ad vitam melius instituendam", ja ältere Leute bitten, einer früheren Gepflogenheit treu bleibend, nicht bloß um eine heilsame Buße und priesterliche Lossprechung, sondern speziell auch um eine „Lehre", um einen „guten Zuspruch". Niemandem als ihrem Beichtvater vertrauen sie sich mit ihren geheimsten Schwächen an und halten sich deshalb auch für berechtigt, von ihm ein Trostwort zu erhoffen und einen väterlichen Rat, wie man mit den alltäglichen Schwierigkeiten und Versuchungen fertig werden könne, um wieder dahin zu gelangen, daß die „erste Liebe" in uns neu erwache und wir die „ersten Werke wieder tun, auf daß der Herr nichts mehr gegen uns habe" (Offb 2,4). In einem alten Pastoralbuch las ich den Satz: „Ohne Belehrung im Beichtstuhl ist es, als ob der Beichtvater nur lateinisch spräche" (Kerschbaumer, Paterfamilias, 1876). Wenn wir nun zunächst an eifrigere Christen dachten, schließen wir dabei doch auch jene nicht aus, denen das Beichtengehen eine Art Abrechnung bedeutet, die vielleicht für sie nur um Ostern fällig ist, oder die hic et nunc erforderliche Vorbereitung zum Empfang der hl. Kommunion. Da bietet der Beichtstuhl oft die einzige Möglichkeit, und der

Beichtzuspruch ist das noch übriggebliebene Mittel, solch unselige Auffassungen richtigzustellen und dahin zu wirken, daß der Mensch, der sich wieder Gott zuwandte, sich neu begnadet und gerufen weiß, in Hinkunft ein lebendiges Glied Christi zu bleiben. Diese Aktivierungsmöglichkeit der durch das hl. Sakrament der Buße Entsündigten ist wiederum ein Grund mehr, weshalb sich der Confessarius nicht leichthin vom Beichtzuspruch dispensieren darf, auch wenn für ihn als Seelenarzt nicht jene obligatio gravis existiert, die unter den eingangs vermerkten Umständen für den minister iustitiae obwaltet.

Als medicus kann der Confessarius geeignete Besserungsmittel vorschreiben und nützliche Anweisungen geben, die aber über den Verpflichtungsgrad von Ratschlägen nicht hinausgehen, außer wenn das Beichtkind zum Vollzug derselben schon durch ein anderes Gebot verhalten ist. Der Confessarius handelt als Arzt, dem es zwar zusteht, zu raten, aber nicht zu befehlen, wie dies einem Richter möglich ist. Daraus ergibt sich nun auch die Art und Weise der Verbindlichkeit für den Pönitenten, den Beichtzuspruch zu befolgen. Beigefügt muß allerdings auch hier wieder werden, daß es nicht die Furcht, durch Nichtbeachtung des Beichtzuspruches zu sündigen, sein muß, die zur Befolgung desselben drängt, sondern daß auch andere Rücksichten, z. B. das Streben nach beispielgebender Lebenshaltung u. dgl., dafür maßgebend sind, dem Zuspruch des Seelenarztes gegenüber nicht taub zu sein. In einer gewissen Stimmung und Tonstärke hören wir es auch hier, was wir als Kinder im Katechismus lernten, daß es alles eher als lobenswert ist, „wider heilsame Ermahnungen ein verstocktes Herz zu haben".

Über Inhalt und Ziel des Beichtzuspruches einige Gedanken einzuschalten, ergab sich bereits Gelegenheit. Das spezielle Thema wird in den allermeisten Fällen vom Beichtkind selbst durch das Bekenntnis seiner „schwachen Seiten", durch Frage oder Bitte um konkrete Verhaltungsmaßregeln vorgelegt. Dies möge aber nicht dahin verstanden werden, als müßte der Priester auf jede läßliche Sünde oder gar Unvollkommenheit mit einem eigenen Zuspruch antworten, wenngleich allgemein gehaltene Exhorten nicht allzu fruchtreich sind, auch nicht bei den sogenannten Andachtsbeichten. Hier ist es geraten, einen Punkt der Anklage herauszunehmen und auf dessen Verbesserung die Aufmerksamkeit des Pönitenten zu lenken. Die Vielheit vermindert oder zerstört die Konzentration auf die Ausführung des Vorsatzes. Besser, als jemanden vor das empfehlende Schaufenster einer Devotionalienhandlung zu stellen, ist es, ihm z. B. eine Kerze anzufachen, damit er künftig auf das Licht der Nächstenliebe mehr achte. Das Problem der Gestaltung des Beichtzuspruches gelangt aber erst voll zur Geltung, wenn der Confessarius in die Lage des Samariters kommt, der sich veranlaßt sieht, mehrere schwere Wundstellen zu behandeln. Man kann in Rücksicht auf Zeit und Zahl der wartenden Beichtkinder nicht jedem Übel die wünschenswerte Aufmerksamkeit schenken und gegen jeden Rückfall Sicherungen einbauen, aber dennoch befriedigt es uns nicht, arge Verfehlungen im Beichtzuspruch einfach mit der Selbstberuhigung zu übergehen, daß der Seelenarzt nicht unbedingt in jede Wunde Öl und Wein gießen müsse. Auch zufällig erlauschte Bemerkungen über Priester, die im Beichtstuhl nichts oder „nichts Besonderes" sagen, „gewisse Sünden nicht so wichtig nehmen, weil sie nichts dazu gesagt haben",

oder über andere, denen „es nicht der Mühe wert ist, einen Zuspruch zu erteilen", belehren uns eines Besseren. Bei der Kürze der im Beichtstuhl zur Verfügung stehenden Zeit ist kein anderer Ausweg als der, sich von vornherein für die verschiedentlich nötigen Beichtzusprüche vorzubereiten, d. h. für die gefährlichsten Krankheiten ein erfolgversprechendes Heilmittel bereitzuhalten. Man mag dies für überflüssig halten mit dem Bemerken, daß einem im richtigen Moment schon das Richtige einfällt; mir aber scheint es ebenso notwendig, wie die Vorbereitung auf eine gute, wirksame Predigt. Es will gut überlegt sein, welche Motive gewählt werden müssen, damit sie auf den Willen des Pönitenten möglichst kräftig wirken, und welche Überlegungen ihm über seine seelischen Nöten helfen. Alles das muß noch dazu kurz, bündig und treffend vorgebracht werden. Es braucht keiner allzu langen Praxis in der Seelsorge, um die häufigsten Sünden der Menschen zu kennen und im allgemeinen orientiert zu sein über die verschiedenen religiösen Typen, die zur Beichte kommen. Unbekannt sind auch die Gefahren nicht, denen der heutige Christ ausgesetzt ist, und bei einiger Hirtensorge läßt sich auch verstehen, wie sehr Erziehung und Umgebung die religiöse Ignoranz fördern, die sittlichen Grundsätze untergraben, das Gewissen verwirren und abstumpfen. Wenn heute so viel von der Wichtigkeit der theologischen Hilfswissenschaften, insonderheit der Psychologie, gesprochen wird, so ist hier ein Platz, vielleicht der wichtigste, sie einzusetzen; denn schon, um jemanden zu beurteilen, mehr aber noch, um jemanden seelisch zu heilen, bedarf es eines großen Verstehens. Es mag Gründe geben, von einem Beichtzuspruch abzusehen, aber das eine oder andere Wort der Aufmunterung und des verständigen Mahnens verlängert den Aufenthalt im Beichtstuhl nicht besonders, und die Leute, Priester nicht ausgenommen, sind dafür dankbar.

Noch ein Absatz zur Frage um die Beschaffenheit des Beichtzuspruches. Auch darüber wurde bereits verschiedenes erwähnt, u. a. daß er kurz sein soll, ja sogar kurz sein muß. Er muß auch individuell und konkret sein und soll nicht einer gekürzten Sonntagspredigt gleichen, die unterschiedslos für alle Zuhörer bestimmt ist. Die Sonntagsperikope, auch Gedanken zu den Geheimnissen des Kirchenjahres können aber nichtsdestoweniger die jeweilige Grundlage zum Zuspruch bilden. Hiezu findet man in den gedruckten „Beichtzusprüchen" reichliche Vorlagen. Wie es Berufspflichten gibt, so gibt es auch Berufssünden. Jeder Stand hat seine Beschwerden und jedes Alter seine Nöten. Der individuelle Beichtzuspruch nimmt darauf Rücksicht und ist den persönlichen Verhältnissen und geistigen Bedürfnissen des Pönitenten angepaßt. Wenn über eine Predigt das spontane Urteil gefällt wird: „Heute haben Sie mich genau getroffen!", so muß dies für jeden Beichtzuspruch gelten. Voraussetzung zu diesem Gelingen ist die richtige Diagnose über den Seelenzustand des Beichtkindes. Für bestimmte Klassen derselben gibt schon die Moraltheologie einen Behandlungsmodus an, der auch beim Beichtzuspruch beachtet werden muß, z. B. de consuetudinariis, occasionariis usw. Die Form des Beichtzuspruches bedarf keiner näheren Erörterung; das „Sancta sancte sanctis" gibt auch hier den Ton an, wenngleich dieser etwas differieren wird, je nachdem der Pönitent zarter oder rauher besaitet ist. Positiv ist ein weiteres Attribut des Beichtzuspruches.

Getadelt wird die schlechte Handlung, nicht die Person als solche. Der Apostel rügt die streitenden Korinther, indem er sie aufmerksam macht, wie beschämend es ist, daß „ein Bruder mit dem anderen vor Gericht geht und noch dazu bei Ungläubigen" (1 Kor 6,6). So ist nicht allein das Beschämende der Streitsucht aufgezeigt, sondern auch ein unmißverständlicher Appell an den Charakter des wahren Christen und ein Aufruf zur Bruderliebe deutlich hörbar. Ebenso wirkt aufbauender als jede negative Kritik die rhetorische Frage: „Wißt ihr nicht, daß ihr ein Tempel Gottes seid und daß der Geist Gottes in euch wohnt?" (1 Kor 3,16). Der Christ muß wissen, was er ist und was er nach dem Willen Gottes sein soll, dann erst weiß er auch, was er zu tun und zu meiden hat. So möge er denn vernehmen: „Nun seid ihr abgewaschen, ihr seid geheiligt, ihr seid gerechtfertigt im Namen des Herrn Jesus Christus und durch den Geist unseres Gottes" (1 Kor 6,11).

„Beichtvater" heißt man allgemein den Confessarius. Das klingt vertrauensvoll. Bei keiner anderen Sakramentspendung kommt das persönliche Element, des Spenders und des Empfängers, so sehr zur Geltung wie beim Bußsakrament, und es ist wohl der Beichtzuspruch, in dem es zur vollen Bedeutung kommt, ja so weit reichend werden kann, daß auch die Scheuen und Verscheuchten wieder heimfinden zur Gnadenstätte Christi. Fassen wir noch die „Wenn" und „Aber" zusammen, die nach dieser Aussprache über den Beichtzuspruch genug übrigbleiben, so ist die hauptsächlichste äußere Schwierigkeit der schon genannte vielfach herrschende Zeitmangel. Ihm abzuhelfen, ist ein Problem für sich, das mit der Überlegung anfängt, wie der Andrang zum Beichtstuhl an Konkurstagen zu regeln, eventuell auf verschiedene Tage zu verteilen wäre, woher mehr Beichtväter gerufen werden könnten u. dgl. Schwierigkeiten erwachsen auch aus all dem, was man menschliches Versagen nennt. Trotz besten Bemühens und Willens gelingt es nicht immer, daß der Zuspruch im Beichtstuhl ein „Meisterstück, ein Kunstwerk in seiner Art" (Krieg, Wissenschaft der Seelenleitung, 1. Bd., 394) wird. Um so mehr findet der Confessarius wie vor der Predigt so auch vor dem Beichthören ein andächtiges „Veni, Sancte Spiritus!" für sehr angebracht.

Schwaz (Tirol) P. Dr. Pax Leitner

Mitteilungen

Ihre Engel schauen immerfort? (Ein Übersetzungsvorschlag zur Schutzengelstelle.) Im Anschluß an die theologische Betrachtung Professor Pflieglers „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder. . . ." in Heft 4/58 dieser Zeitschrift sei es gestattet, zu einem anderen Wort Jesu über die Kinder, nämlich zur Schutzengelstelle Mt 18,10, auf eine Übersetzungs- und Deutungsmöglichkeit hinzuweisen, die dem Sinn der Stelle näherkommen könnte als die bisherigen unbefriedigenden Übersetzungen.

Sicherlich werden viele von uns schon, besonders beim Vorlesen dieses Evangeliums, ein gewisses Unbehagen empfunden haben bei Vers 10: „Seht zu, daß ihr keines von diesen Kleinen geringachtet! Denn ich sage euch: Ihre Engel im Himmel schauen immerfort das Angesicht meines Vaters, der

im Himmel ist." Man muß sich ehrlich gestehen, daß zwischen der ersten und der zweiten Vershälfte, der reverentia puero einerseits und dem immerwährenden Schauen der Engel andrerseits, kein klarer logischer Zusammenhang ersichtlich ist. Während die erste Vershälfte wie eine Verheißung klingt, daß Jesus uns hier etwas vom heiligen Mysterium des Kindes offenbaren werde, wirkt die nachfolgende Begründung enttäuschend: statt von den Kindern ist nur mehr von deren Engeln und ihrem immerwährenden Schauen in Gottes Antlitz die Rede, was niemandem leicht eingeht.

Auch die Kommentare mühen sich mit wenig Glück um eine befriedigende logische Verknüpfung. Meist interpretieren sie den Hinweis auf die Engel im Sinne einer Warnung oder Drohung, sich nicht am Kinde zu versündigen. Cladder z. B. — ähnlich auch der Herder-Kommentar und der evangelische Kommentar von Zahn — deutet: Denn ihre Engel im Himmel können jederzeit vor das Angesicht Gottes als Ankläger treten. Noch ausgesprochener im Sinn einer Drohung mit dem rächenden Engel haben Guardini und ihm folgend Schmaus (Dogmatik II/1) die Schutzengelstelle ausgelegt. Diese Deutungen sind jedoch unzutreffend, weil sie am unmittelbaren Wortlaut vorbeigehen. Nicht Warnung vor Angriffen auf das Kind ist der Sinn der Stelle, sondern eine Aufforderung zur Ehrfurcht: „Mè katafronésete! Denkt nicht gering vom Kinde!" Die Würde des Kindes ist betont und muß daher in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Schauen des Engels stehen.

Gegenwärtig erklären Rienecker (Sprachlicher Schlüssel zum N.T.) und Schmid im Regensburger Kommentar, das „Schauen des Angesichtes" sei ein Ausdruck des alten Hofzeremoniells für: „im Dienste Gottes stehen". Doch die wenigen biblischen Belegstellen hiefür sind nicht überzeugend, und es ist damit auch nichts für die Deutung des Zusammenhanges gewonnen. Eine andere Erklärung besagt, Jesus habe sich mit dem Wort von den Engeln gegen eine zeitgenössische Lehre der Pharisäer gewandt, welche nur ganz wenigen Engeln die unmittelbare Gottschau zuschrieb; er habe betont, daß auch die Schutzengel der Kinder zu diesen höchsten Engelscharen gehörten. Diesen Deutungsversuchen gemeinsam ist der Charakter des Umständlichen, Komplizierten. Ist aber anzunehmen, daß Jesus gerade hier, wo er uns das Kind in seiner Einfachheit und Geradheit zum Vorbild hinstellt, selber sich so umständlich und indirekt ausgedrückt hätte?

Die Schwierigkeiten lassen sich einfach lösen, wenn man im griechischen Text das spürbar betonte „dià pantós" nicht temporal (immerfort) auffaßt als Abkürzung von „dià pantós tou chrónou" — wie alle katholischen Übersetzungen von der Vulgata (semper) bis Karrer und Sigge und auch Luther und Menge es tun —, sondern persönlich und distributiv, nämlich eben auf jene Kleinen bezogen, von denen im ganzen Abschnitt die Rede ist: „durch ein jegliches, per unumquodque eorum". Der Vers lautet dann:

„Seht zu, daß ihr kein einziges dieser Kleinen geringachtet;
denn ich sage euch: Ihre Engel im Himmel schauen durch
ein jedes das Angesicht meines Vaters, der im Himmel ist."

So gefaßt, stehen Mahnung und Begründung in unmittelbarem Zusammenhang und zeigen die schöne Beziehung auf, die zwischen dem Kind, den Engeln und Gott besteht. Die Engel schauen durch ein jedes dieser Kleinen

das Angesicht Gottes; es ist also nicht nur der Engel den Kindern beigegeben (Hebr 1,14), sondern auch das Kind den Engeln zugeordnet: es „ermöglicht" dem Engel die Gottschau in der cognitio vespertina. In ihm, genauer „durch es", wie durch ein Fenster, schaut der Engel die Herrlichkeit Gottes, woraus unmittelbar folgt, daß er sie darin auch schauen will, daß es also sein eigenstes Interesse ist, dieses Bild Gottes, die Transparenz auf Gott hin im Kinde zu erhalten: ein besonderer Bundesgenosse der um das Göttliche im Kind bemühten Erzieher.

Es sei noch darauf hingewiesen, daß diese Übersetzung nicht nur in gedanklicher, sondern auch in sprachlicher Hinsicht vom Kontext nahegelegt wird. Durch den ganzen Abschnitt 18, 1—15 zieht sich das betonte „hen" (auch nur ein solches Kind!) wie ein Leitwort; siehe Vers 5, 6, 10, 12, 14. (In vielen deutschen Übersetzungen ist es durch den unbestimmten Artikel wiedergegeben und dadurch verwischt.) Zu dem negativ gefaßten „mè henós" (kein einziges dieser Kleinen) ist ein „pan" = „jedes" als positive Entsprechung naheliegend. Es ist daher auch sprachlogisch gefordert, „dià pantós" als Korrelat zum negativen „mè henós" desselben Verses aufzufassen.

Melk (NÖ.) Rudolf Bauer

Römische Erlässe und Entscheidungen

Zusammengestellt von Dr. Peter Gradauer, Linz a. d. D.

„Ad limina"-Besuche auch für Militärbischöfe. Papst Pius XII. hatte verordnet, daß alle drei Jahre über die Militärseelsorge von den zuständigen Bischöfen und Vikaren nach einem eigens dazu angefertigten Formular an die Konsistorialkongregation Bericht erstattet werden müsse. Nun hat der Hl. Vater Johannes XXIII. in dieser Materie eine Neuregelung getroffen und verordnet, daß künftig wie die residierenden Bischöfe auch die Armeevikare und Militärbischöfe die Besuche „ad limina" zu machen hätten, um Bericht zu erstatten und neue Weisungen entgegenzunehmen; und zwar sollen sie diese Besuche in denselben Jahren durchführen wie die residierenden Bischöfe nach Norm von Can. 341 § 1, 2 CIC. Demnach müssen die europäischen Bischöfe alle fünf Jahre, die außereuropäischen alle zehn Jahre nach Rom kommen. Wenn ein Armeevikar oder Militärbischof zugleich eine Diözese zu verwalten hat, kann er beide Verpflichtungen durch einen Besuch erfüllen. Die Militärbischöfe müssen dieser Pflicht persönlich nachkommen oder aus einem gerechten Grund durch einen Hilfsbischof oder Militärkaplan. (Dekret der Konsistorialkongregation vom 28. Februar 1959; AAS, 1959, Nr. 5, S. 272—274.)

Das „Lateranense" in Rom wird Universität. Papst Johannes XXIII., den seit seiner Jugendzeit vielfache Beziehungen mit der theologischen Hochschule am Lateran in Rom verbinden, hat nun dieser berühmten Studienanstalt, die bisher die Bezeichnung „Athenaeum" führte, den Titel und die Ehren einer päpstlichen Universität verliehen. Damit tritt das von Weltpriestern geleitete „Lateranense" gleichberechtigt an die von den Jesuiten geführte „Gregoriana".

In seinem Schreiben erinnert der Hl. Vater eingangs daran, daß er selbst an jener Studienanstalt als Hörer studiert und später einige Zeit als Dozent für Patristik gewirkt habe. Bei den meisten Kulturvölkern werden Institute wie das „Lateranense" Universität genannt. Deshalb, führt der Papst weiter aus, habe er auch den Wunsch einiger Kardinäle voll berechtigt gefunden, zum Vorteil der meist aus dem Ausland stammenden Alumnen auch das „Athenaeum Lateranense" mit diesem Titel auszu-

zeichnen; dies um so mehr, als ihm dieser Titel auch auf Grund seiner Verdienste und seines Ansehens in aller Welt zukomme und diese Lehranstalt alle von Papst Pius XI. in der Apostolischen Konstitution „Deus scientiarum Dominus" vom Jahre 1931 an die Bezeichnung Universität geknüpften Bedingungen erfülle.

Das im Jahre 1824 von Papst Leo XII. gegründete Institut, das nun mit dem vollen Titel „Pontificia Universitas Lateranensis" heißt, besteht zur Zeit aus einer theologischen und einer philosophischen Fakultät, einem päpstlichen Institut beider Rechte, einem der theologischen Fakultät angeschlossenen Institut für Pastoralwissenschaft und dem päpstlichen Institut „Jesus Magister". (Apostolisches Schreiben „motu proprio": „Cum inde" vom Pfingstsonntag, 17. Mai 1959; AAS, 1959, Nr. 8, S. 401—403.)

Hl. Laurentius von Brindisi — neuer Kirchenlehrer. Papst Johannes XXIII. hat den hl. Laurentius von Brindisi zum „Doctor ecclesiae" erklärt. Das Dokument trägt das Datum vom 19. März 1959 und wurde am 4. Mai d. J. dem Ordensgeneral der Kapuziner, P. Clemens Neubauer von Milwaukee, überreicht.

Der neue Kirchenlehrer Laurentius wurde am 22. Juli 1559 in Brindisi geboren und trat am 18. Februar 1575 zu Verona in den Kapuzinerorden ein. Im Dienste der katholischen Erneuerung nach der Glaubensspaltung entfaltete er eine über ganz Europa sich ausdehnende fruchtbare Wirksamkeit, wobei ihm seine tiefe und vielseitige Gelehrsamkeit, verbunden mit einem außerordentlichen Sprachen- und Verhandlungstalent, reichlichst zugute kam. Als Prediger wirkte er auch z. B. in Wien, Graz, Prag und München. Außer dieser äußeren Tätigkeit hat der Heilige eine überragende exegetische, apologetische, dogmatische und patristische Gelehrsamkeit in den Dienst des Apostolates gestellt. Das reiche hinterlassene Schrifttum, als „Opera omnia" durch die Patres der Kapuzinerprovinz von Venedig zwischen 1928 und 1956 herausgegeben, füllt insgesamt 15 Foliobände. Die Kirche nimmt nun mit dieser Erklärung offiziell in die erleuchtete Gemeinschaft ihrer Kirchenlehrer, die sich durch die doppelte Krone der Heiligkeit und einer hervorragenden und anerkannten heiligen Wissenschaft auszeichnen, das 30. Mitglied auf. Zugleich ist es das dritte aus der franziskanischen Ordensfamilie. Er zieht nun in die Reihen der Repräsentanten der göttlichen Wissenschaften mit dem Titel eines „doctor apostolicus" ein, der sich harmonisch zusammenfügt mit jenem des „doctor seraphicus" für den hl. Bonaventura von Bagnoreggio und des „doctor evangelicus" für den hl. Antonius von Padua. („L'Osservatore Romano" Nr. 108 vom 11.—12. Mai 1959; vgl. „Kathpreß" vom 11. Mai 1959.)

Änderung eines Fürbittgebetes am Karfreitag. Die Hochwürdigste Apostolische Nuntiatur Wien hat mit Schreiben vom 26. Mai 1959, Nr. 18.286, die österreichischen Ordinarien verständigt, daß sie durch einen Brief der Hl. Ritenkongregation vom 19. Mai d. J., Nr. U. 4/959, den Auftrag erhalten habe, den österreichischen Ordinarien folgendes mitzuteilen: Durch eine souveräne Entscheidung Sr. Heiligkeit Papst Johannes' XXIII. wurden die liturgischen Fürbittgebete „pro conversione Judaeorum" folgendermaßen modifiziert:

Oremus et pro Judaeis: ut Deus et Dominus noster auferat velamen de cordibus eorum; ut et ipsi cognoscant Jesum Christum Dominum nostrum. Oremus. Flectamus genua. Levate. Omnipotens sempiterne Deus, qui Judaeos etiam a tua misericordia non repellis: exaudi preces nostras, quas pro illius populi obcaecatione deferimus; ut agnita veritatis tuae luce, quae Christus est, a suis tenebris eruantur. Per eundem Dominum . . . Die Hl. Ritenkongregation ersucht, daß diese Änderung im „Ordo Hebdomadae Sanctae" eingetragen werde. (Vgl. „Linzer Diözesanblatt", 1959, Nr. 6, S. 54.)

Stellungnahme zu Visionen. Die Kongregation des Hl. Offiziums unterzog die angeblichen Visionen und Offenbarungen von Sr. Faustina Kowalska aus dem Institut „Unserer Lieben Frau von der Barmherzigkeit", gestorben im Jahre 1938 bei Krakau, einer Untersuchung und ordnete folgendes an:

1. Die Verbreitung der Bilder und Schriften, welche die Verehrung der göttlichen Barmherzigkeit in den von der genannten Schwester Faustina vorgelegten Formen zum Gegenstand haben, ist zu verbieten;

2. dem klugen Ermessen der Bischöfe wird es überlassen, einen Auftrag zu erteilen, die vorgenannten Bilder, die vielleicht schon für den öffentlichen Kult ausgestellt wurden, wieder zu entfernen.

(Bekanntmachung des Hl. Offiziums vom 6. März 1959; AAS, 1959, Nr. 5, S. 271.)

Vom Missionsfeld

Der Protestantismus in den Missionsländern

Von P. Joh. Bettray SVD., St. Gabriel-Mödling bei Wien

Es wurden hauptsächlich ausgewertet:

Église vivante, Tome X, Nr. 3—4, 1958: Le monde missionnaire en 1957. Aussagen, soweit sie im Artikel nicht eigens belegt erscheinen, stammen meist aus dieser Übersicht, die auch einem protestantischen Leser Freude machen kann.

Evangelische Missionszeitschrift (EMZ) 1958 und 1959.

Evangelisches Missionsmagazin (EMM) 1958 und 1959.

Katholisches Missionsjahrbuch der Schweiz für 1952/53 und 1958.

Einzelne Notizen des Orbis catholicus und aus der argentinischen Zeitschrift „Der Volksfreund" (Nr. 51—52, Dezember 1957). Die Schlußstatistik aus der gesellschaftsinternen Zeitschrift SVD. Arnoldus 1959, Mai—Juni, 88.

In diesem Aufsatz soll ein bescheidener Blick in eine Welt geboten werden, die uns fast ganz fremd ist, es aber wahrlich nicht sein dürfte. Wir Katholiken können es uns angesichts der ungeheuren Bedrohung durch Materialismus und Kommunismus nicht leisten, vom getrennten Bruder in seinem Mühen um die Weltmission nichts zu wissen. Wir spüren die Not unserer Trennung. Wir sind uns auch über die Grenzen der Begegnung klar. Noch klarer sind wir uns aber über die Notwendigkeit des demütigen Betens um Einheit in Glauben und Liebe. Nirgendwo wird die Not der Trennung so hart und bitter empfunden wie in den Missionsländern. Man ist daher nicht verwundert, daß die ökumenische Bewegung bei den Protestanten von den Missionen ausging. Man nimmt die angestrebte Verschmelzung von Ökumenischem Rat und Internationalem Missionsrat freudig zur Kenntnis. Man hofft, daß, wie die Missionswissenschaft zwischen Katholiken und Protestanten klärend, verständigend und daher einigend wirkte, so auch die Missionsarbeit, die vor Heidentum und Islam mit dem Skandal der Uneinigkeit belastet ist, einigend auf die Masse der Christen in den verschiedensten Lagern wirken möchte. Im folgenden soll durchwegs ein positiver Einblick in protestantisches Missionsmühen geboten werden. Wenn hin und wieder (sehr selten) negative Stellungnahmen notwendig wurden, so sei bemerkt, daß sie fast alle zum Teil wörtlich aus protestantischer Feder übernommen wurden.

Auf die Darstellung der Geschichte der protestantischen Missionsarbeit wurde verzichtet. Dafür sei auf einen guten Übersichtsartikel in der Schweizer Zeitschrift „Orientierung", Nr. 14/15 vom 31. Juli 1958, verwiesen: E. Ebneter, Kirche und Mission im Protestantismus. Hier wird auch durch eine gute und reiche Literaturangabe eine gültige Darbietung der Geschichte des protestantischen Missionsschaffens in seinen Hauptlinien geboten.

Es sei noch bemerkt, daß vorliegende Arbeit durchaus nicht beabsichtigt, eine lückenlose Übersicht über jedes einzelne Land zu bieten. Wie aus der Literaturangabe hervorgeht, wurden praktisch nur jüngere Angaben verwertet, die aber nicht den Anspruch der Vollständigkeit erheben. Auf den Vergleich mit der katholischen Missionsarbeit, wenigstens in den Zahlen, mußte verzichtet werden, da dann der zur Verfügung stehende Raum auf jeden Fall gesprengt worden wäre.

A. Die Zunahme der protestantischen Christen

in Asien:

1925 — 2,9 Millionen
1939 — 3,7 Millionen
1947 — 10,4 Millionen
1952 — 14,7 Millionen

in Afrika:	1925 —	1,9 Millionen
	1938 —	3,6 Millionen
	1947 —	8,4 Millionen
	1952 —	10,2 Millionen
in Lateinamerika:	1925 —	0,7 Millionen
	1938 —	1,5 Millionen
	1947 —	2,8 Millionen
	1952 —	4,7 Millionen

Die Zahl der nicht römisch-katholischen Missionare in aller Welt betrug 1958 insgesamt 38.606, von denen 25.058 in den USA oder in Kanada beheimatet waren (EMZ April 1959, 56).

B. Die Situation in einzelnen Ländern

I. Die Lage in Asien

Für Asien von Bedeutung war die im März 1958 zu Prapat-Sumatra abgehaltene Konferenz der Leiter der nichtrömischen Kirchen aus ganz Ostasien. Man beriet über „Die gemeinsamen Aufgaben der Kirchen für die Evangelisierung Ostasiens". Die Versammlung wurde von Asiaten vorbereitet und geleitet. Sie beschloß — wohl das wichtigste Ergebnis — die Schaffung eines dauernden Organs der ostasiatischen Kirchen. Dieser Beschluß sollte in der konstituierenden Versammlung der „East Asia Christian Conference" vom 14. bis 26. Mai 1959 in Malaya verwirklicht werden. Die so geschaffene Organisation hätte „als Organ der bleibenden Zusammenarbeit der Kirchen und Christenräte Ostasiens im Rahmen des Internationalen Missionsrates und des Ökumenischen Rates" zu fungieren (EMZ Februar 1959, 21). Für die protestantische Sicht der Lage in Ostasien ist ein Satz von H. Witschi (Randbemerkungen von einer Reise durch den Osten, EMM Febr. 1958, 11) zu erwähnen, daß es sich (in den Gebieten der Baseler Mission) „heute in der Hauptsache um den Dienst der Ausbildung einheimischer Verkündiger in den theologischen Schulen und um Kursarbeit" handeln müsse, wobei es besonders schwer sei, „an der Nahtstelle zwischen bisheriger Missionsgeschichte und nunmehriger Kirchengeschichte" . . . „die Spannung auszuhalten zwischen dem Ja zur eigenen Entbehrlichkeit und dem Ja zum Auftrag".

1. Nach Angaben des japanischen christlichen Jahrbuches von 1957 betrug die Gesamtzahl der Christen in Japan damals 583.589, wovon 322.135 Protestanten waren. Der japanische Protestantismus ist den Katholiken sowohl hinsichtlich der Welt der Intelligenz wie der allgemeinen Kultur voraus. Man versteht es, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit etwa durch internationale Kongresse geschickt auf sich zu lenken. Man hat durch ein hochstehendes Schulwesen Einfluß erlangt. 1958 wurden 1,8 Millionen Bibeln verteilt. Damit stand Japan an zweiter Stelle aller Länder, nur übertroffen von den USA mit 7,45 Millionen und vor Brasilien (!) mit 1,64 Millionen. In diesem Jahr feiert man das hundertjährige Bestehen der protestantischen Mission. Jubiläumsgeschenk soll der Bau von 100 Kirchen in Hokkaido werden. Die wohl zahlreichen Aufspaltungen sucht man durch Einheitsbestrebungen zu überwinden. Die „Kyodan", die vereinigten protestantischen Kirchen Japans, umfassen etwa die Hälfte der nichtkatholischen Christen.

Merkwürdig muten uns allerdings Ausführungen über das Abendmahl an. Weil Brot in Japan niemals als Nahrungsmittel gebraucht wurde — man bezeichnet es mit dem portugiesischen Fremdwort ‚pan' —, und weil Wein an sich in Ostasien nicht bekannt ist, hätten die japanischen Christen keine rechte Beziehung zum Abendmahl. Man wisse nichts damit anzufangen. Es sage den japanischen Christen nicht viel; man vermeide daher nach Möglichkeit, es zu praktizieren (EMM 1, 1959, 34: Brot und Wein in Japan).

2. Die katholische Kirche hat in Korea zweifellos Fortschritte gemacht. Aber auch die Protestanten können auf große Gewinne hinweisen. Sie zählen 1,324.558 Anhänger gegenüber 242.034 Katholiken (nach denselben Statistiken; EMM 3, 1958, 138). In Südkorea gibt es 5300 protestantische Kirchen. Zwei jüngst miteinander verschmolzene Universitätskollegien zählen 4000 Studenten. Die Bibelgesellschaft verfügt über

30 Verkaufsstellen. Sie plant den Bau eines 10-Kilowatt-Senders zu Seoul. „Es ist erstaunlich, zu vernehmen, daß die größte theologische Fakultät der Welt nicht etwa in Europa oder Amerika ist, sondern in Korea, wo an die 600 junge Menschen (660 im Seminar der Presbyterianer zu Seoul) Theologie studieren" (H. Wildi, Geht hin unter die Völker, EMM 1, 1959, 13).

3. Auch die protestantische Kirche hat in China Schweres durchzumachen. Vor der Machtübernahme durch den Kommunismus zählte man 1,5 Millionen Protestanten. Gegenwärtig (EMM Febr. 1958, 45) sollen es 700.000 sein, die in zahlreiche Denominationen aufgespalten sind. Eine andere Quelle gibt nur mehr 343.000 an (EMM 1, 1959, 10). Ob seit 1949 anderswo (als im Raum der Baseler Mission, wo man keine Martyrer hatte) chinesische Protestanten das Martyrium erlitten haben, darüber besitzen wir keine zuverlässigen Nachrichten (EMM Febr. 1958, 41). Aber es gibt zweifellos zahlreiche Protestanten, die sich um der christlichen Wahrheit willen dem Kommunismus nicht unterwarfen. Es gibt Pastoren, die sich weigerten, „ihr Herz der Partei zu schenken", die „energisch die Führung durch die kommunistische Partei abgelehnt haben" und die „sich hartnäckig sträubten, auf dem Wege des Sozialismus zu marschieren." Es gibt führende christliche Persönlichkeiten, die seit Jahren in den Gefängnissen schmachten. Also eine echte, wenn vielleicht auch nicht blutige Verfolgung. Wenn allerdings der Verfasser obiger Bemerkung über protestantische Martyrer meint, daß sich bei den katholischen Opfern des Kampfes gegen den Kommunismus religiöse und politische Motive gemischt hätten (und daß man daher wohl nicht von echten Martyrern sprechen kann?), so dürfte der Verfasser hier kommunistischer Terminologie zum Opfer gefallen sein.

4. Im ganzen gibt es heute auf Formosa (EMZ April 1958, 37) 132.000 (protestantische) Christen, rund 100.000 Taufbewerber, dazu 103.000 Kinder, die zum Teil getauft sind. Von den etwa 150.000 Ureinwohnern sind mehr als 50.000 Protestanten. 35 Missionsgesellschaften sind auf der Insel tätig (G. F. Vicedom, Lebendige Christenheit auf Formosa, EMZ April 1958, 33). Im „Taiwan theological College" werden (nach Erlangung eines Universitätsgrades) dreijährige theologische Kurse für einheimische Prediger gehalten. In einer Universität und mehreren Universitätskollegien bildet man eine protestantisch beeinflußte Intelligenz heran. An einem christlichen Korrespondenzkurs für Nichtchristen nahmen mehr als 200.000 Menschen teil (EMM, 1, 1959, 10). Der Einfluß der Protestanten ist ungleich größer als der der Katholiken. Viele hochgestellte Persönlichkeiten, unter ihnen der Staatschef selbst, sind Methodisten. Abgesehen von den extremen Sekten ist die missionarische Zusammenarbeit und Rücksichtnahme der einzelnen Gesellschaften sehr gut, wobei allerdings wohl die Probleme mehr überdeckt als gelöst erscheinen. Man beklagt wohl, daß der Missionsgeist der jungen Kirchen nicht so ausgeprägt ist und daß die chinesischen Pastoren es als eine Degradierung empfinden, wenn sie sich um die Ureinwohner kümmern sollen.

5. Wenn in früheren Zeiten (auch heute noch) die Aufspaltung der Protestanten in China in etwa 120 Gruppen ein großes Unglück war, so noch viel mehr in dem winzigen Hongkong. Hier macht das protestantische Sektenchristentum große Anstrengungen. Es vergeht in den letzten Jahren kaum ein Monat, in dem nicht der Name einer neuen Sekte zum Vorschein käme (Fideskorrespondenz 18. Okt. 1958, 235—236), eine Situation, die in Hongkong, dem Schaufenster des Westens nach Ostasien hin, das Christentum wirklich nicht empfiehlt.

6. In Thailand ist der Zug zur Verselbständigung festzustellen, wobei die Unterstützung durch Amerika dennoch weitergeht. Für Südvietnam heißt es: „Es gibt kaum ein Missionsfeld, das dünner besetzt und mehr vernachlässigt wäre. Nach den neuesten Erhebungen des Ökumenischen Rates der Kirchen beträgt die Zahl der vietnamesischen Protestanten ungefähr 12.000." Der „streng katholische" Staatschef Ngo Dinh-Diem habe dem Protestantismus aber volle Handlungsfreiheit gegeben. Er habe gesagt, daß in jeder Stadt eine protestantische Kapelle bestehen sollte (EMZ Sept. 1958, 147). In Malaya legt man seit neuestem (Gefahr der Verstaatlichung der Schulen!) größeres Gewicht auf Sonntagsschulen und Jugendorganisationen.

7. Auf den Philippinen muß man unterscheiden zwischen den Aglipayanern (abgefallene Katholiken) und den eigentlichen Protestanten. Die ersteren suchten

nach dem Abfall zunächst katholischen Kult und Organisation beizubehalten, rückten aber bald stark von der Mutterkirche ab. Sie haben keine apostolische Nachfolge. Ihre Priesterkandidaten werden derzeit im anglikanischen Seminar herangebildet, obwohl es zwischen den beiden Gruppen keine Interkommunion gibt. Diese „unabhängige Kirche der Philippinen" wurde jüngst in den Ökumenischen Rat der Kirchen aufgenommen. Sie zählt nahezu 2 Millionen (?) Mitglieder (EMZ Dez. 1958, 186).

Die Tätigkeit der eigentlichen Protestanten ist intensiv. In Manila haben sie einen 50-Kilowatt-Sender „Stimme des Orients". In Cebu wurde ein großes Zentrum errichtet. Ähnliches ist auch anderswo geplant. Für die rückständige Landbevölkerung organisiert man Seminare und Bildungswochen. Gegenüber der katholischen Kirche nimmt man eine ziemlich aggressive Haltung ein.

8. Der Protestantismus in Indonesien hat zweifellos durch die Auseinandersetzungen mit Holland Schaden gelitten. Daß er sich dennoch lebendig vorwärtsentwickelt, dürfte die Tatsache allein schon beweisen, daß die anfänglich erwähnte Konferenz in Prapat-Sumatra stattfand. Der damit im Zusammenhang gefeierte „Tag der Masse" sah 100.000 Menschen vereinigt.

9. In Ozeanien ist das Bergland von Neu-Guinea Hauptgebiet der Arbeit, wo auch Erfolge erzielt worden sind. Wie anderswo zeigt sich auch in Ozeanien das Streben nach größerer Einheit. Eine gewaltige Leistung vollbrachten die Mormonen in Neuseeland, wo sie um 3,000.000 Dollar ein neues Kolleg für die Heranbildung von Predigern erbauten.

10. In Indien stehen immer noch 5000 abendländische Missionsleute in der Arbeit (EMM Febr. 1958, 11 u. 17). Die Möglichkeiten der Missionsarbeit werden mehr indirekt gesehen: Persönlichkeitserziehung, Heilerziehung, Berufserziehung, besonders im Handwerk, in der Landwirtschaft und in der Heranbildung von Ingenieuren. Die Bestrebungen zur Schaffung einer vereinigten nordindischen Kirche sollen 1961 vollendet sein. In Südindien gibt es bereits eine solche vereinigte Kirche. Trotzdem scheint man im Süden, und da besonders in Kerala, in der Verwirklichung der praktischen Einheit noch nicht sonderlich weit gekommen zu sein. T. J. Poonen (Der Entscheidungsruf in der Schicksalsstunde für die christliche Kirche in Kerala, EMM Febr. 1958, 23) macht der syrischen und den protestantischen Kirchen in Kerala den schweren Vorwurf, durch Abspaltung, Machtkämpfe und unwürdige gerichtliche Auseinandersetzungen sich verfehlt zu haben. Die syrische Kirche sei seit Jahrzehnten in Prozesse verwickelt. Auch innerhalb der vereinigten Kirche von Südindien bleibe es keinem der drei Bischofskirchen des Staates Kerala erspart, die Schande auf sich zu nehmen, daß man vor nichtchristlichen Richtern um sein Recht streiten müsse. Der Verfasser nimmt die katholische Kirche von seinen Vorwürfen aus.

11. Die Gesamtzahl der Protestanten im Vorderen Orient wird auf 60.000 bis 80.000 geschätzt. Im Libanon liegt der Akzent des Apostolates auf dem Schulwesen. In Syrien unterhält man Spitäler und Schulen. Ähnlich in Jordanien, wo man sich noch besonders um die Flüchtlinge kümmert. In der gleichen Richtung liegt die Arbeit im Irak, in Arabien und Iran. Der „Near East Christian Council" koordiniert die Arbeit. An sein Programm halten sich die meisten Kirchen. In Beirut hat man eine gemeinsame Stelle für christliches Erziehungswesen. Man führt auch ein gemeinsames Komitee für Flüchtlingsfragen.

Die Bekehrung aus dem Islam ist selten; Massenbekehrungen gibt es nicht (EMM 3, 1958, 129). Interessant ist die Meinung von J. W. Sweetman (Verkündigung des Evangeliums gegenüber dem Islam heute, EMZ Juni 1958, 65. f., bes. 71), der der Bibelverbreitung als Mittel der Islammission große Bedeutung beimißt mit der Begründung, die Heilige Schrift sei ein geoffenbartes Buch. Es könnte als solches zu hohem Ansehen gelangen und Autorität werden.

II. Die Lage in einigen afrikanischen Gebieten

In Afrika gibt es rund 15 Millionen Christen und Taufbewerber. Neben durchaus positiven Zügen der Missionsarbeit fällt die ungeheure Gefahr eines immer zügelloser werdenden Sektenwesens auf, das die Frucht einer 150jährigen Missionsarbeit zu vernichten droht; eine Gefahr, von der allerdings nicht nur Protestanten, sondern auch Katholiken bedroht werden. Man schätzt rund 20.000 Sekten. Maßloser Nationalismus,

maßlose Religiosität, Vermischung alten Heidentums mit halbem Christentum charakterisieren die Sekten, die man richtig mit den gnostischen Sekten der frühchristlichen Zeit verglichen hat. Ob es nun gegenüber dieser Flut damit getan ist, wie die Maranga-Konferenz vorschlug (1955), eine „Confessio africana" zu schaffen? Was kann sie noch an fundamentalem Christentum enthalten, wenn sie, abgesehen von den Katholiken, von jedem afrikanischen Christen unterschrieben werden kann?

Die Gründe für diese Entwicklung? In Südafrika ist es die Rassen- und „Apartheid"-Politik, die sich als Bumerang für die Einheit der Christen erweist. Unter diesem Stichwort trennen sich die Schwarzen von ihren weißen Missionaren und gründen eigene „Kirchen". Hinzu kommt das wilde Bibellesen. Die zahlreichen, öfter sehr guten Bibelausgaben in den verschiedenen Sprachen sind gewiß als solche ein Segen. Nicht selten ist die Bibel das einzige Buch, das des Lesens kundige Schwarze als Lektüre in der Muttersprache haben. Aber die oft noch halb heidnischen Herzen lesen die Bibel mit ganz anderen Augen als der seit Jahrhunderten verchristlichte Europäer. Man liest alles das aus ihr heraus, was man darin finden möchte: religiösen Synkretismus, politischen Nationalismus, Polygamie usw. Man ist sich dieser Gefahren im protestantischen Lager bewußt (vgl. EMM 2, 1958, 52).

Darum können Treffen wie die „All Africa Church Conference" von Ibadan (Nigeria) begrüßt werden, sofern — und das ist wohl die große Gefahr — die Sekten nicht bei derartigen Veranstaltungen die Oberhand gewinnen. Diese Konferenz fand vom 10. bis 20. Jänner 1958 statt. Sie war von 200 Delegierten besucht, von denen drei Fünftel braune Hautfarbe hatten. In verschiedenen Studiengruppen wurden hochaktuelle Fragen Afrikas besprochen (EMM 2, 1958, 84). Weil diese Konferenz in Afrika stattfand, mag hier auch die Ghana-Konferenz eingeflochten werden. Sie tagte vom 28. Dezember 1957 bis 8. Jänner 1958. Hauptgegenstand der Beratungen war praktisch die „Integration des Weltkirchenrates und des internationalen Missionsrates". 38 Nationalräte, die zum Internationalen Missionsrat gehörten, hatten Delegierte entsandt. Mit 58 gegen sieben Stimmen wurde die Integration beider Räte beschlossen. Auf dieser Tagung fielen Worte wie: „Kirche und Mission gehören zusammen". Man kam „sozusagen überein, den Begriff der ‚jungen Kirchen' abzuschaffen. Solange er gebraucht wird, haben die Kirchen von Asien und Afrika das Gefühl, man behandle sie vom Westen dauernd als Kinder, die noch nicht majorenn sind" (EMM 2, 1958, 65: Dr. Fr. Raaflaub, Wo stehen wir?).

Im Sinne der Loslösung von allen nationalen Fesseln muß das Wort verstanden werden, daß man den Missionsauftrag Christi erfüllt: „nicht in Eurem eigenen Namen, auch nicht im Namen Eurer Kirche oder Eurer Kultur. Christus vertraut uns seine Missionen in seiner Gestalt an, der Gestalt eines Knechtes, dessen Merkmale Demut und Leiden sind" (EMM 2, 1958, 61).

Missionsmethodisch für ganz Afrika ein kleines, aber bedeutsames Anhängsel: Man plant einen christlichen Sender für ganz Afrika, der sein Programm auch in den Nahen Osten und nach Indien ausstrahlen soll. Begründung: In Afrika gibt es bereits fünf Millionen Empfangsgeräte, im Nahen Osten vier Millionen (EMM 1, 1959, 36). Wie ist nun die Lage in einzelnen Teilen des Kontinentes?

1. In Äthiopien arbeiten 14 protestantische Missionen. Man berichtet einen starken Vertrieb von Bibeln, die in den einheimischen Sprachen verfaßt wurden. Im Westen des Landes entstand, genötigt durch die Nachkriegsverhältnisse, die „Ghimbi-Synode", der etwa 10 bis 12 Tausend Mitglieder angehören, von denen gut ein Drittel abendmahlsberechtigt ist. Neben der eigentlichen Missionsarbeit pflegt man besonders die Schul- und Liebestätigkeit (EMZ Dez. 1958, 168: G. Albrecht, Evangelische Mission im ältesten Reich der Erde). Sorge macht die „übermäßige Betonung des denominationellen Charakters gewisser kirchlicher und missionarischer Kreise". Das starre Hervorkehren der konfessionellen Unterschiede hat besonders in der Jugend verhängnisvolle Folgen, vor allem im Hinblick auf die Sakramente. Man berichtet von innerer Unruhe der evangelischen Christen, damit im Zusammenhang von häufigem Wechsel der Schule und der Arbeitsplätze, sogar von Gemütserkrankungen und Selbstmord (s. a. EMM 3, 1958, 135). Die Zeugen Jehovas haben solche Unruhe gestiftet, daß der Kaiser glaubte, sie ausweisen zu müssen.

2. Der Protestantismus in Ägypten steht (gilt für 1957), wie das gesamte Christentum, unter dem Schatten der Bestrebungen des Islams, sich mehr und mehr alleinberechtigt durchzusetzen. Hieher gehören Versuche, nur an Freitagen den öffentlichen Ruhetag zu haben, das Kirchenopfer unter staatliche Kontrolle zu bringen, den Koranunterricht an christlichen Schulen einzuführen. Die Missionsarbeit erstreckt sich besonders auf Schule und Caritas (EMM 4, 1958, 187).

3. Aus Kamerun erfährt man für 1957 von der Verselbständigung der „evangelischen baptistischen Kirche" und der Presbyterianer, die zu Landeskirchen unter schwarzer Leitung wurden. Die weißen Missionare arbeiten unter schwarzer Führung weiter und helfen auch materiell.

In Belgisch-Kongo wirken 45 Missionsgesellschaften, die in einem Rat zusammengeschlossen sind. Es stehen 2281 Missionskräfte im Dienst. Sie gründeten 324 Missionsstationen und wirken in mehr als 20.000 Dörfern. Sie werden von 33.891 afrikanischen Kräften, davon 661 ordinierten Pfarrern, unterstützt. Man zählt 712.699 erwachsene Mitglieder und 405.621 Taufbewerber. Insgesamt soll es mehr als 2 Millionen Protestanten geben (EMM 2, 1958, 95).

4. In der zentralafrikanischen Union nehmen die politischen Geschehnisse ziemlich starken Einfluß auf die religiöse Entwicklung. Die Tendenzen zur Verselbständigung der Kirchen gehen voran. Ein Problem ist die Uneinigkeit der verschiedenen Denominationen, die nur dann den gewaltigen sozialen und politischen Problemen wirksam begegnen können, wenn sie einig sind.

5. In Südwestafrika wurde die selbständige „evangelisch-lutherische Kirche von Südwestafrika" gegründet. Sie ging aus der „Rheinischen Missionskirche" hervor (EMZ, April 1958, 50).

6. In Südafrika ist die Gefahr der Sektiererei besonders groß. Sie wird nicht zuletzt durch die „Apartheid-Politik" der Regierung großgezüchtet. Glücklicherweise begegnen die politischen Rassenmaßnahmen der rigorosen Opposition fast aller protestantischen Denominationen. Der „christliche Rat der Kirchen" in Südafrika, dem 23 Bekenntnisse angehören, hat angekündigt, daß er seinen Gehorsam den Rassengesetzen verweigern werde. Sogar innerhalb der „niederländischen reformierten Kirche" scheint sich allmählich das Gewissen zu regen, hatte doch diese Kirche die Maßnahmen der Regierung lange sozusagen theologisch zu stützen gesucht. Neuerlich liest man nun vom wachsenden Interesse dieser Kirche an der Bekehrung der farbigen und heidnischen Stämme Südafrikas. Es wird allerdings aus den eigenen Reihen die Frage gestellt, ob es sich dabei vielleicht um Zweckmission mit dem Motiv der Furcht handle? Etwa so: „Bekehrt die Schwarzen, damit sie ruhig bleiben!" Eine solche Zweckmission wäre wirklich „Opium für das Volk" (EMZ, Dez. 1958, 184).

Hoffnung bietet die Erklärung der „Nederduitse Gereformeerde Kerk van Transvaal", die besagt, daß Bevorzugungen einzelner Rassen abzulehnen seien, daß Bekehrte aus anderen Rassen Brüder und Schwestern seien, daß die Vielfalt der Rassen nicht die Gleichheit in Frage stelle. Es gebe auch keine Belegstellen gegen Rassenmischehen in der Heiligen Schrift. Man müsse jedoch die gesetzlichen, sozialen und kulturellen Schranken berücksichtigen, die solche Ehen beeinträchtigen könnten (EMZ Febr. 1959, 20).

7. Ähnliche Entwicklungen wie im Zentrum beobachten wir in Tanganjika, wo es etwa 500.000 Protestanten gibt (EMZ Febr. 1959, 1). Die Synode der evangelisch-lutherischen Kirche von Nordtanganjika wählte erstmalig einen Afrikaner zum Präsidenten dieser Kirche (EMZ, April 1959, 51).

8. In Madagaskar gibt es nach den „Katholischen Missionen" 750.000 evangelische Christen. Diese Zahl soll aber nach dem 1957 veröffentlichten „World Christian Handbook" zu niedrig angegeben sein. Sie müßte mit 841.000 beziffert werden, wozu noch die Quäker mit 63.000 kommen (EMZ, Mai 1959, 88). Vier protestantische Kirchen haben die Bildung eines christlichen Rates von Madagaskar beschlossen (EMZ, Dez. 1958, 185), wiederum ein Zeichen der Vereinheitlichung.

III. Die Lage in Lateinamerika

Von den über 170 Millionen Menschen Lateinamerikas sind mehr als 160 Millionen katholisch. Für diese stehen etwa 32.000 Priester zur Verfügung, die sich aber nicht

gleichmäßig auf das Land verteilen, sondern sich meist in den Küstengebieten finden. Für das Innere spricht man von einer sich bildenden „Caboclo-Kultur", die etwa 120 Millionen getaufte Katholiken umfassen soll, die aber nur sehr wenige Priester hat und fast keine Priester hervorbringt. Mit „Caboclo-Kultur" meint man eine im Schmelztiegel des Inneren sich bildende Kultur, die aus der Verschmelzung vorhandener und importierter Elemente wird. Sie ist praktisch nur nach außen christlich. Innerlich ist sie ohne wahre christliche Kraft.

Es ist nicht zu verwundern, wenn angesichts der verheerenden Lage der Dinge die Protestanten Südamerika als religiöses Niemandsland betrachten. Man wirft dem Katholizismus vor, daß er aus Ritual und Aberglauben bestehe, daß es eine tiefe Kluft zwischen Religion und Leben gebe (EMM 2, 1959, 67). Wieweit diese Verallgemeinerungen berechtigt sind, kann hier nicht untersucht werden. Sicher ist, daß der Katholizismus vielerorts nichts anderes ist als dünner Firnis, der das vorhandene religiöse Bedürfnis tatsächlich nicht befriedigen kann.

Pius XII. nennt in seiner Ansprache an den zweiten katholischen Laienweltkongreß von 1957 unter den zerstörerischen Kräften, die Südamerika bedrohen, an erster Stelle die Sekten.

Tatsächlich ist Südamerika mit Afrika das Hauptziel der aus Asien vertriebenen Sektenmissionare. Von protestantischer Seite gibt man zu, daß Erfolge nicht so sehr von den traditionellen Kirchen erzielt werden, sondern von den Sekten. Die stärkste Gruppe stellen die „Pfingstler" dar. Die größte protestantische Kirche in Sao Paolo gehört ihnen. Sie ist jeden Sonntag, bei 6000 Sitzplätzen, dreimal gefüllt. Man legt besonderen Wert auf die Förderung des Schulwesens, der Erziehung, der religiösen Unterweisung. Man unterhält Spitäler, Wohltätigkeitsinstitutionen, Kinderkrippen. Man versucht die Hebung des sittlichen Niveaus, kämpft gegen Zügellosigkeiten im sittlichen Leben.

Und die Erfolge? Sie werden besonders deutlich in Brasilien. Nach einem Artikel von 1952/53 gibt es dort mehr als eine Million Protestanten. Sie sind am stärksten in den Staaten Rio Grande do Sul und Santa Catarina, wo auf 1000 Bewohner schon mehr als 100 Protestanten kommen. Zahlreich sind sie auch im Zentrum, wo man auf 1000 Bewohner bereits 24 bis 27 Protestanten zählt. Die Verschiedenheit der Sekten macht keine große Schwierigkeit. Einmal sind die Menschen religiös unwissend, so daß sie nicht besonders scharf unterscheiden. Außerdem hüten sich die Sekten, einander ins Gehege zu kommen. Sie kümmern sich vielfach nur um bestimmte Kreise der Bevölkerung.

Von katholischer Seite sagt man gerne, das starke Schutzmittel gegen den Protestantismus in Südamerika sei die Muttergottesverehrung. Man beruft sich auch manchmal darauf, daß manche Protestanten unter dem Einfluß der katholischen Umgebung wieder zur Kirche finden. Das mag alles irgendwie stimmen. Aber auch die Zahlen stimmen, und diese sind so eindrucksvoll, daß man sich hüten wird, mit Argumenten, die zwar schön klingen, aber angesichts der Tatsache illusorisch erscheinen, zu arbeiten und sich zu beruhigen. Wenn Lateinamerika nicht die nötige Anzahl von Priestern aus dem eigenen Lande erhält, wenn es in seinem Christentum nicht wesentlich vertieft wird, dürfte es der Kirche auch äußerlich verlorengehen. Die Statistik spricht eine harte Sprache.

Protestantismus in Lateinamerika:

1. Wachsen der Missionare: 1903 — 944
   1938 — 2414
   1957 — 6303
2. Wachsen der Hilfskräfte: 1916 — 2.180 Helfer
   1957 — 14.299 Helfer
3. Im Jahre 1900 gingen 3 Prozent der prot. Missionare nach Lateinamerika
   1936 gingen 4 Prozent der prot. Missionare nach Lateinamerika
   1951 gingen 25 Prozent der prot. Missionare nach Lateinamerika
   1957 gingen 38 Prozent der prot. Missionare nach Lateinamerika
4. Verteilung von Bibeltexten: 1952 — 3,028.332.

5. 1951 hatte man bereits 900 Erziehungsinstitute mit 50.000 bis 60.000 Studenten. Von diesen waren 60 bis 90 Prozent katholisch.
6. Die Gesamtzahl der Protestanten betrug
   1890 — 50.000
   1925 — 325.796
   1957 — 4,614.000

Aus der Weltkirche

Von Dr. Georges Vuillermoz, Luxemburg

I. Ökumenisches Konzil und römische Diözesansynode

Das bedeutungsvollste kirchliche Ereignis der ersten Monate des Jahres 1959 ist die Ankündigung eines Ökumenischen Konzils durch Papst Johannes XXIII. Am Feste der Bekehrung des hl. Paulus, am 25. Januar, nach der feierlichen Messe in der Patriarchalbasilika St. Paul vor den Mauern, begab sich der Hl. Vater in die Benediktinerabtei neben der Basilika und sprach dort zu den 17 Kardinälen. Nach einer kurzen Pressemeldung des „Osservatore Romano" (26.—27. Jan. 1959, S. 1) „äußerte sich der Papst zu einigen der wichtigsten Punkte des apostolischen Wirkens, die ihm die Erfahrungen der ersten drei Monate seines Pontifikates nahegelegt hatten und die seine Verantwortung als Bischof von Rom und als Oberster Hirte der Weltkirche betreffen . . ."

„Um den gegenwärtigen Nöten des christlichen Volkes zu begegnen, hat der Oberste Hirte . . . drei Ereignisse von größter Bedeutung angekündigt: eine Diözesansynode für die Stadt Rom, die Feier eines Ökumenischen Konzils für die Gesamtkirche und die Anpassung des kirchlichen Rechts, der die demnächst erfolgende Veröffentlichung des Kodex für das Orientalische Kirchenrecht vorangehen soll". Das Ökumenische Konzil soll „nicht nur der Erbauung des christlichen Volkes dienen, sondern es will eine Einladung an die getrennten Gemeinschaften sein zur Suche nach der Einheit." Diese kurze Pressemeldung gibt den wesentlichen Inhalt der Papstansprache wieder, die später (am 27. Febr. 1959) in ihrem vollen Wortlaut in den Acta Apostolicae Sedis veröffentlicht wurde (AAS, 1959, 65—69).

Am 30. Januar besuchte der Papst die Pfarrer der Diözese Rom, welche im Passionistenkloster bei SS. Giovanni e Paolo versammelt waren. Er benutzte diese Gelegenheit, um von der römischen Diözesansynode zu sprechen: Rom habe sich sehr vergrößert, neue Probleme stellten sich. Um der notwendigen pastoralen Aktion neue Kraft zu geben, habe er eine Diözesansynode für Rom angekündigt. Doch müsse eine solche Synode gut vorbereitet werden; der Papst vertraue auf seine Pfarrer. Es ist interessant, in diesem Zusammenhang eine Statistik zu betrachten. Im Jahre 1901 hatte Rom eine Einwohnerzahl von 462.783 Menschen; 1930: 950.940; 1946: 1,550.815; 1958: 1,873.696. Zahl der Pfarreien: 1901: 48; 1930: 64; 1946: 110; 1958: 174.

In 27 Jahren wurden 53 neue Pfarreien errichtet. Der Durchschnitt der Einwohner pro Pfarrei betrug im Jahre 1958 10.768 Seelen. Doch ist die Einwohnerzahl der einzelnen Pfarreien sehr verschieden. Es gibt Pfarreien mit 1500 (Verkündigung), solche mit 30.000 (St. Barnabas), 35.000 (St. Emerentia), sogar mit 45.000 Seelen (St. Maria Auxiliatrix).

Am 18. Februar ernannte der Papst eine Kommission, welche an der Vorbereitung der Synode arbeiten soll. Ihr Präsident ist der Vizeregent von Rom, Erzbischof Traglia. Unter den 14 Mitgliedern dieser Kommission befinden sich mehrere Prälaten, zwei Pfarrer und drei Ordensangehörige.

In einem Brief an das römische Volk vom 2. Februar bittet der Papst um besondere Gebete für die drei angekündigten großen kirchlichen Ereignisse. Besonders benützt der Papst jede passende Gelegenheit, um seine Diözesanen zu ermahnen, das wichtige Ereignis einer Diözesansynode gründlich vorzubereiten.

Am 25. März veröffentlichte der „Osservatore Romano" ein vom Papst eigens verfaßtes Gebet für den Erfolg der Synode. Der Sekretär der Vorbereitungskommission, Mgr. Maccari, hat eine Schrift veröffentlicht, welche Sinn und Bedeutung einer Diözesansynode darlegen will. Acht vorbereitende Unterkommissionen wurden bereits ernannt. Aus ihrem Aufgabenbereich lassen sich die pastoralen Ziele der Synode erkennen: Die Personen (Rechte und Pflichten der Kleriker und der Laien); das Lehramt (Predigt, Katechese, Presse usw.); der Gottesdienst und die Liturgie; die Sakramente; die christliche Erziehung der Jugend; die kirchlichen Güter; der Bau neuer Kirchen; die Caritas. Jede Woche berichtet Exz. Traglia dem Bischof von Rom, dem Hl. Vater, über die Arbeiten dieser Kommission. Nach ziemlich sicheren Meldungen wird die römische Synode noch in diesem Jahre, vor Weihnachten, stattfinden; sie soll in der Lateranbasilika abgehalten werden.

Die erste vorbereitende Kommission für das Ökumenische Konzil wurde am Pfingstsonntag, dem 17. Mai, vom Papste ernannt. Am 30. Juni, nach den ersten Arbeiten, trat diese Kommission zum ersten Male in der Privatbibliothek des Hl. Vaters zusammen. Vorsitzender der Kommission ist der Kardinal-Staatssekretär Tardini, Sekretär ist Mgr. Felici, Auditor der Rota. Sämtliche wichtigen Kongregationen sind in dieser Kommission vertreten, welche folgende Aufgaben hat: Kontakt mit den Bischöfen der ganzen Welt zu nehmen, um Ratschläge und Anregungen einzuholen; die Hauptlinien der zu behandelnden Themen auszuarbeiten, nach Einholung der Meinung der theologischen und kirchenrechtlichen Fakultäten der katholischen Universitäten; Vorschläge zu machen über die Zusammensetzung der verschiedenen Organe (Kommissionen), welche die weiteren vorbereitenden Arbeiten für das Konzil übernehmen sollen. Besondere Gebete für das Konzil ließ der Hl. Vater im Monat Mai und während der Pfingstnovene verrichten. Nach Vermutungen aus dem Vatikan wird das Konzil voraussichtlich nicht lange dauern, etwa zwei Monate. Jedoch werden die vorbereitenden Arbeiten nicht vor 1962 abgeschlossen sein.

Wie reagierte die Welt auf die Konzilsankündigung? Überall wurde die Ankündigung eines Ökumenischen Konzils mit großem Interesse aufgenommen. Man begrüßte allgemein diese unerwartete Nachricht. Auch die getrennten Kirchen haben ihr Interesse daran bekundet, möchten aber näher informiert sein, um sich weiter zu dem Konzil äußern zu können. So wünscht z. B. der bekannte französische Pastor Boegner eine Einladung an alle von Rom getrennten Konfessionen zur Teilnahme am Konzil. Sehr vorsichtig äußert sich auch Visser't Hooft, der Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen, während von anglikanischer Seite besonders durch Bischof Ivor Watkins erklärt wurde: „Wenn Beobachter eingeladen werden, so sollten wir eine solche Einladung annehmen."

Von Bedeutung sind die Äußerungen zum Konzil, welche der Hl. Vater am 14. Juni in einer Ansprache an das griechische Kolleg in Rom machte. Nach den Worten des Papstes ist das Konzil eine Angelegenheit der katholischen Kirche; diese muß sich dem modernen Leben anpassen. „Wenn die Kirche so in gesundem Maße modernisiert und verjüngt erscheint, dann erst kann sie zu den getrennten Brüdern sagen: ‚Kommt zu uns!' Heute, das ist klar, wäre es unmöglich und vergeblich, Diskussionen ohne Ende anzufangen, die zu nichts führen würden. Die Anpassung des Kirchenrechts wird allen zeigen, welches die Gesinnungen der Kirche sind und wie sehr diese günstig sind für eine Rückkehr zur Einheit."

Die Anpassung des Kirchenrechtes an die heutigen Zeitverhältnisse wird also, wie der Papst schon am 25. Januar in seiner Ansprache mitgeteilt hatte, eine Folgerung und Krönung der Arbeiten der römischen Diözesansynode und des Ökumenischen Konzils sein.

II. Die erste Enzyklika des Papstes

Unter dem Datum des 29. Juni 1959 veröffentlichte der Papst sein erstes Rundschreiben „Ad Petri Cathedram" und richtete es an alle Bischöfe, den gesamten Klerus und an alle Christgläubigen des katholischen Erdkreises.

Die Anteilnahme am Tode Pius' XII. und das hoffnungsvolle Vertrauen zum neuen Papst sind für Johannes XXIII. ein Zeichen dafür, „daß die katholische Kirche in immerwährender Jugend bleibt, daß sie wie ein hochaufgerichtetes Zeichen ist

für die Nationen". Es freut den Papst, „daß die Bekanntgabe des Planes zur Abhaltung eines Ökumenischen Konzils und einer römischen Synode zum Zwecke der Anpassung des kirchlichen Rechts an die heutigen Erfordernisse und der Herausgabe eines neuen Rechtsbuches für die Kirche des orientalischen Ritus den Beifall vieler fand" und freudige Hoffnungen weckte. — Über die drei Anliegen: Wahrheit, Einheit und Frieden, Anliegen, „die im Geiste der Liebe zu erringen und zu fördern sind", will der Papst in diesem Rundschreiben sprechen.

1. In der Unkenntnis der Wahrheit, in der Verachtung und der Abkehr von ihr sieht der Papst die Ursache allen Übels. Die natürliche Wahrheit erkennen wir durch die Vernunft; wer ihr folgt, der folgt Gott, dem Urheber des Lebens. Doch um sicherer zu gehen, zumal in Fragen der Religion und der Sittlichkeit, um übernatürliche Wahrheiten zu erfassen, bedarf es der besonderen Hilfe Gottes; Gott will uns zur vollen Wahrheit, zur Tugend und zur ewigen Seligkeit führen. „Darum sind alle verpflichtet, die Lehre des Evangeliums anzunehmen." Der Papst warnt jene, welche die Wahrheit bekämpfen und dadurch das ungebildete Volk und die Herzen der jungen Leute mißbrauchen. Besonders die Presse hat die „ernste Verpflichtung, keine Lügen, Unrichtigkeiten und keinen Schmutz zu verbreiten".

Ebenso gilt dies für Rundfunk, Film und Fernsehen. „Von all diesem können zwar Anregungen und Antriebe zum Ehrbaren und Guten . . . ausgehen, aber nicht selten können leider daraus, besonders für die Jugend, Verlockungen zu bösen Sitten, zu einem verdorbenen Leben, zu trügerischen Irrtümern wie zu schlüpfrigen Lastern entstehen." Der Papst mahnt, daß man diesen bedauerlichen Dingen „das Rüstzeug der Wahrheit und Redlichkeit" entgegenzusetzen hat. Nur so können „jene neuen Erfindungen . . . zum Heil und zur Wohltat für die Menschen wie zugleich zu ehrbarer Erholung verwendet werden." Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit in Sachen der Wahrheit führen „zu der widersinnigen Behauptung, alle Religionen seien gleichzuwerten ohne Unterschied von Wahr und Falsch"; und weiter: „keine Religion zu wollen, weder in der Theorie, noch in der Tat." Mit größtem Fleiß und eifrigem Geschick müssen wir uns darum um die Aneignung jener Kenntnisse bemühen, die uns zum unvergänglichen Leben führen.

2. Grundlage der Einheit, der Eintracht und des Friedens ist die Wahrheit. Gott hat die Menschen als Brüder erschaffen. Das irdische Leben soll hinführen zum unsterblichen Leben, zu einer unvergänglichen Heimat. Geist und Herz müssen dieser Tatsachen eingedenk sein, „wenn wir . . . den Willen haben, auch unser Tun auf den Weg der Gerechtigkeit zurückzuführen". Der Papst erinnert daran, daß „schon genug gekämpft worden" ist, daß „schon allzu gewaltige Scharen junger Leute in der Blüte der Jahre ihr Herzblut vergossen haben . . . Wir sollen deshalb bedacht sein nicht auf das, was die Menschen untereinander entzweit und trennt, sondern vielmehr auf das, was sie in gegenseitiger und geziemender Wertschätzung ihrer selbst und ihrer Angelegenheiten verbinden kann". Die Völker müssen „zu dieser brüderlichen Einigkeit gelangen, die sich auf die Vorschriften der Gerechtigkeit stützt und durch die Liebe genährt werden muß"; dann wird es „möglich sein, in gemeinsamer Verständigung das zu suchen und zu beschließen, was die gesamte Menschheitsfamilie zu jener so erwünschten Einheit führt." Ein neuer Krieg würde, infolge der schrecklichen, neuzeitlichen Waffen, für Sieger und Besiegte ein grausiges Morden sein. Der Papst bittet alle, besonders die Staatslenker, diese Gedanken vor Gott zu erwägen und alle Mittel zur Einigung zu benützen. Die Einheit unter den verschiedenen Klassen der Bürger muß auch immer mehr gefördert werden. Eine Klasse bedarf der andern; die Ungleichheit der Klassen beruht auf den Gesetzen der Natur selbst. Doch muß es zu einer „freundschaftlichen und notwendigen Zusammenarbeit der sozialen Klassen" kommen. In dieser Hinsicht dürfte man heute berechtigte Hoffnungen hegen. Trotzdem sind noch Schwierigkeiten zu überwinden, besonders in der Lösung von Fragen des Eigentumsrechtes und der Arbeitslosigkeit. Alle Menschen müssen sich den notwendigen Lebensunterhalt erwerben und „auch für ihre und der ihrigen Zukunft vorsorgen können." Auch darf man die weniger begüterten Mitbürger nicht vom Genusse der Bequemlichkeiten ausschließen, welche unsere Zeitverhältnisse gebracht haben. Die Arbeitgeber ermahnt der Papst, die Arbeiter „als Menschen, ja als Brüder zu betrachten", dahin zu wirken, „daß die Arbeiter auf geziemende und entsprechende

Weise immer mehr an den Früchten der geleisteten Arbeit teilhaben und sich gleichsam als Teile des ganzen Unternehmens fühlen können". Jene Vereinigungen, welche Rechte und Pflichten von Arbeitgebern und Arbeitnehmern regeln, sind „als eine Brücke" aufzufassen, „die verbindet".

Friede, Einigkeit und Eintracht müssen in der Familie herrschen; ihr Ursprung liegt in dem unauflöslichen Band und in der Heiligkeit der Ehe; „sie nährt zum großen Teil die Ordnung, den Fortschritt und das Wohl der ganzen bürgerlichen Gesellschaft".

3. In besonderer Weise liegt dem Papst die Einheit der Kirche am Herzen. „Ein wunderbares Schauspiel der Einheit, der Wahrheit und der Liebe" wird das Ökumenische Konzil sein, dessen Hauptziel es sein wird, „das Wachstum der katholischen Kirche und die heilsame Erneuerung der Sitten des christlichen Volkes zu fördern sowie die kirchliche Disziplin den Notwendigkeiten unserer Zeit anzupassen . . . In der Sicht jener, die vom Apostolischen Stuhle getrennt sind, wird es eine sanfte Einladung sein, jene Einheit zu suchen und zu erlangen, die Jesus Christus . . . vom himmlischen Vater erflehte". Es freut den Papst, daß „bei nicht wenigen von der Kathedra des hl. Petrus getrennten Gemeinschaften eine gewisse Sympathiebewegung . . und eine steigende Hochachtung" gegenüber der katholischen Kirche besteht. Die von Christus gegründete Kirche zeichnet sich aus durch die Einheit der Lehre, der Leitung und des Kultes. In warmen, väterlichen Worten wendet sich Johannes XXIII. an die getrennten Christen und bittet sie, daß er sie Brüder und Söhne nennen darf. „Beachtet, Wir bitten Euch, daß Wir, während Wir Euch voll Liebe zur Einheit der Kirche rufen, Euch nicht in ein fremdes Haus einladen, sondern in das eigene, gemeinsame Vaterhaus." Friede und Freude werden die Frucht sein, die uns „diese Einheit und Eintracht, die von Bruderliebe genährt sein muß", sicher bringen wird. Dieser Friede muß ein tätiger Friede sein, der sich gegen alles Unwahre wendet, jedes Laster bekämpft. Im längeren Schlußteil des Rundschreibens erteilt der Heilige Vater väterliche Ermahnungen an die verschiedenen Stände der Kirche. Die Bischöfe mögen in den gegenwärtigen schwierigen Zeitverhältnissen ihr Vertrauen auf Gott setzen. Die Priester seien voll Ehrfurcht und Gehorsam gegenüber ihrem Bischof; sie mögen sich erinnern, daß sie nicht nur öffentliche Beamte, sondern vor allem Diener der hl. Geheimnisse sind. Die Ordensmänner sollen sich „mit allen Kräften jenen Aufgaben widmen, die ihre Gründer ihnen als Ziel gesteckt haben". Wo es notwendig ist, mögen sie sich willig im Dienste der Seelsorge an den Gläubigen zur Verfügung stellen „in brüderlicher Zusammenarbeit mit den anderen Priestern". Für die Missionare findet der Papst warme Worte der Anerkennung. Er bestätigt ausdrücklich alles das, was die Päpste, „besonders Pius XI. und Pius XII., durch eigene Enzykliken über die Missionsarbeiten festgesetzt haben". Die mannigfaltige Arbeit der Ordensfrauen würdigt der Papst in einem längeren Absatz. Die Katholische Aktion muß die Zusammenarbeit mit den Seelsorgern wahren. Die Sache der katholischen Kirche muß über jeder persönlichen Meinung der einzelnen Mitglieder der Katholischen Aktion und der frommen Vereinigungen stehen. Eine gewisse Zucht muß von allen beobachtet werden. „Damit die Sache der Kirche triumphiere" . . ., ist eine sorgfältige Ausbildung „in der christlichen Lehre und Haltung" notwendig. „Denn nur dann werden sie das weitergeben können, was sie selbst mit Hilfe der göttlichen Gnade erworben haben." Besonders der Jugend gilt des Papstes Dankbarkeit und väterliche Liebe.

Den Betrübten und Bedrängten öffnet der Papst sein Vaterherz. Ihr Leiden soll sie zum Himmel tragen, aber auch Sühne sein, Beitrag zur Rückkehr der Getrennten. Den Minderbemittelten will die Kirche „liebevolle Mutter" sein. Die Soziallehre der Kirche, wenn sie „nur entsprechend zur Ausführung gebracht wird", vermag die Rechte des arbeitenden Volkes genügend zu wahren. Diejenigen, welche für die von der Kirche verurteilten Lehren eintreten, wo immer sie die Regierungsgewalt in Händen haben, entreißen den Menschen die höchsten geistigen Güter: den Glauben, die christliche Hoffnung und die Gebote Gottes. Sie schwächen oder vernichten die gerechte Freiheit und die wahre Würde der menschlichen Person. Diese Irrtümer verurteilt Johannes XXIII., so wie seine Vorgänger, besonders Pius XI. und Pius XII., es taten. Die Anstrengungen jener, die sich für die Flüchtlinge und Auswanderer einsetzen, beachtet und schätzt der Hl. Vater „mit lebhafter Freude". Besonders die

Wiederherstellung der Familiengemeinschaft dieser armen Menschen ist von großer Bedeutung. Ohne jemand beleidigen zu wollen, schützt der Hl. Vater die Rechte derjenigen Brüder, die verfolgt werden. „Durch Gewalt und Unterdrückung kann man niemals zu einem gerechten Wohlstand der Menschen kommen." Unser Gebet möge besonders jenen gelten, die „Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit" und des Reiches Gottes willen. Dem Gebet und besonders der Erneuerung des christlichen Lebens sind die Schlußermahnungen des Papstes gewidmet. „Diese Erneuerung des christlichen Lebens, voll Tugend und Heiligkeit, wünschen Wir euch allen und erflehen sie von Gott . . ., und zwar nicht nur denen, die fest in der Einheit der Kirche verharren, sondern auch jenen, die in Liebe zur Wahrheit und in Lauterkeit des Willens danach streben."

III. Enzyklika über den hl. Pfarrer von Ars

Zur Jahrhundertfeier des Todes des hl. Pfarrers von Ars, Jean-Marie Bapt. Vianney, erließ der Papst eine eigene Enzyklika „Sacerdotii Nostri primordia" (31. Juli 1959) an die Bischöfe und sonstigen Ordinarien der ganzen Welt.

Im Jahre 1905, dem Jahre der Seligsprechung des Pfarrers von Ars, besuchte der Papst als junger Priester zum ersten Male Ars. Im Jahre 1925, dem Jahre der Heiligsprechung des Pfarrers von Ars, empfing der Papst die Bischofsweihe. Obschon seine Vorgänger in großen, wichtigen Dokumenten bereits über das Priestertum sprachen, will der Hl. Vater die Priester, „besonders jene, die in der Seelsorge tätig sind", in einem eigenen Schreiben auffordern, das wunderbare Beispiel ihres himmlischen Patrons zu betrachten: Beispiel der priesterlichen Aszese, Beispiel der Frömmigkeit, Beispiel seelsorglichen Eifers.

1. Priesterliche Aszese

Nicht weniger als der Ordensmann, ja noch mehr ist der Priester zu einer wahren inneren Heiligkeit berufen; die Übung der evangelischen Räte ist für den Priester „der königliche Weg zu christlicher Heiligung". Die freiwillige Armut des Pfarrers von Ars soll allen Priestern Beispiel sein, nicht an den irdischen Gütern zu hängen, den Überfluß ihres Besitzes den Armen und guten Werken zukommen zu lassen. Doch sollen die Gläubigen stets dafür Sorge tragen, daß den Seelsorgern der tägliche Lebensunterhalt nicht fehle.

Mit väterlichem Verständnis zählt der Hl. Vater die Gefahren auf, welche der priesterlichen Keuschheit drohen: eine Atmosphäre einer übersteigerten Freizügigkeit und Sinnlichkeit; moralische Isolierung; Unverständnis und wenig Unterstützung von seiten der Gläubigen. Die Bischöfe sollen ihren Priestern nach Möglichkeit jene Lebens- und Arbeitsbedingungen verschaffen, die ihre Großmut zu fördern vermögen. Besonders den Gehorsam des Pfarrers von Ars gegenüber dem Bischof streicht der Papst hervor. Gerade diese Tugend, „die heute so leicht verkannt wird", soll den Priestern Beispiel sein. „Welche Gefahren vermag der Geist der Unabhängigkeit im Klerus darzustellen sowohl für das Lehramt der Kirche als auch für die verschiedenen Apostolatsmethoden und für die kirchliche Disziplin!"

2. Gebet und Verehrung der Eucharistie

„Den Priestern von heute, die leicht die Wirksamkeit der äußerlichen Tätigkeit überschätzen", ist das Gebetsleben des Pfarrers von Ars ein heilsames Beispiel. „Der Priester kann und muß ein Mann des Gebetes sein, welches auch immer die Last, ja die Überlast seiner Arbeiten sein mag. Doch dazu bedarf es eines lebendigen Glaubens." Die Kirche selbst hat wichtige Normen hierüber aufgestellt: sie fordert die tägliche Betrachtung, den Besuch des Allerheiligsten, das Rosenkranzgebet, die Gewissenserforschung (CIC. can. 125) und die Verrichtung des hl. Offiziums (CIC. can. 135). Vielleicht war es die Vernachlässigung dieser Vorschriften, die manchen Priester nach und nach zu äußerlicher Unbeständigkeit, zu innerlicher Verarmung gebracht und ihn schließlich hilflos gegenüber den Versuchungen des Lebens gesehen hat. Hier gilt das Wort Pius' XII: „Betet, betet immer mehr, betet mit größerem Eifer!" Die Verehrung des Pfarrers von Ars zum heiligsten Sakrament des Altars war außerge-

wöhnlich. „Man braucht keineswegs viele Worte zu machen, um gut zu beten", erklärte er seinen Pfarrkindern; „man weiß, daß Gott im Tabernakel gegenwärtig ist. Ihm öffnen wir unser Herz. Wir freuen uns, daß wir bei ihm sein dürfen; das ist das beste Gebet." Dieses Gebet vor dem Tabernakel ist unersetzlich im Leben eines Priesters; es nährt sein geistiges Leben und verleiht ihm neue Kraft für das Apostolat. „Am Anfang des Priestertums steht das eucharistische Opfer, und es bleibt Anfang und Quelle der Heiligkeit und der apostolischen Tätigkeit. So war es bei dem hl. Jean-Marie Vianney." „Der Priester muß das eucharistische Opfer leben" (Pius XII). „Der Grund des Versagens mancher Priester liegt darin, daß sie das hl. Opfer unachtsam und ohne Frömmigkeit darbringen" (hl. Pfarrer von Ars).

3. Seelsorglicher Eifer

Das Leben der Aszese und des Gebetes gibt uns die Erklärung für den seelsorglichen Eifer des hl. Pfarrers von Ars und für die staunenswerte Wirkung seiner Tätigkeit. Er war ein unermüdlicher Apostel, eifrig im Bemühen um die Jugend und um die Heiligung der Familien, besorgt um die Bedürfnisse seiner Herde, lebensnahe; er setzte sich ein für die katholischen Schulen und für die Pfarrmissionen. Drei wesentliche Punkte verdienen hervorgehoben zu werden, deren Bedeutung für alle Zeiten gilt: Der Pfarrer von Ars hatte ein sehr ausgeprägtes Verantwortungsbewußtsein als Seelsorger; im Kreuze sah er das große übernatürliche Mittel, am Heile der Seelen mitzuwirken, die ihm anvertraut waren. Sein ganzes Leben hindurch war Jean-Marie Vianney Prediger und Katechet. Sein Eifer, dieses Amt würdig zu erfüllen, ist uns allen Beispiel. Möge jeder Priester soviel Anstrengungen machen wie der hl. Pfarrer von Ars, um seinen Verstand und sein Gedächtnis zu bilden! Nicht zu Unrecht hat Pius XII. den Predigern der Ewigen Stadt diesen einfachen Landpfarrer als Beispiel vor Augen gestellt. „Der Priester hat keine wichtigere Aufgabe und keine größere Pflicht als die zu unterrichten" (Pius X.). Die Spendung des Bußsakramentes war für Jean-Marie Vianney wie ein langes Martyrium und bleibt für immer mit seinem Ruhm verbunden. Im Durchschnitt verbrachte er täglich 15 Stunden im Beichtstuhl. In Wahrheit lebte der Pfarrer von Ars nur für die „armen Sünder". Nach seinem Beispiel werden die Seelsorger sich diesem wichtigen Amte mit Sachkenntnis und Hingabe widmen. Sie selbst werden die regelmäßige Beichte pflegen.

Zum Schlusse der Enzyklika wendet sich der Papst an die Bischöfe und an alle Gläubigen. Die Bischöfe mögen ihren Priestern helfen, ihr Vertrauen gewinnen, sie mit fester und väterlicher Hand leiten und führen. Die Gläubigen mögen ihre Priester zu verstehen suchen und ihnen aktiv behilflich sein im Apostolat. Besonders die Jugend ist Gegenstand der väterlichen Liebe des Papstes. Er ist überzeugt, daß diese Jugend nicht weniger großmütig auf den Ruf des Herrn antworten wird. Im Dank gegen Gott gedenkt der Papst der beiden Zentenarfeiern, der Jahrhundertfeier der ersten Erscheinung in Lourdes und des 100. Jahrgedächtnisses des Todes des hl. Pfarrers von Ars.

IV. Kurznachrichten

In Rom setzte der Heilige Vater am 12. März folgenden Kardinälen den Roten Hut auf: Joseph Fietta, Ferdinando Cento, Jos. M. Bueno y Monreal. Das Rote Birett war diesen Kirchenfürsten als Nuntien in Italien und Portugal und als Erzbischof von Toledo durch die Staatsoberhäupter überreicht worden. Am 18. Januar besuchte der Papst die Päpstliche Universität Gregoriana und legte in einer Ansprache die Bedeutung und die Aufgabe dieser Päpstlichen Hochschule dar. Als Bischof der Diözese Rom hat Johannes XXIII. während der Fastenzeit öfters, wenigstens jeden Sonntag, an den Stationsgottesdiensten teilgenommen. Auch in der Karwoche beteiligte sich der Papst an den großen liturgischen Feiern; er vollzog selbst die Fußwaschung an 13 neugeweihten römischen Priestern. Am Karfreitag fiel es auf, daß in Gegenwart des Papstes die Worte „pro perfidis Judaeis" durch „pro Judaeis" ersetzt wurden. Inzwischen wurde diese Änderung den Ordinarien der ganzen Welt als verpflichtend bekanntgegeben. Auch an den Zeremonien der Osternacht beteiligte sich der Papst und nahm selbst die Weihe des Taufwassers vor. Am Ostersonntag zelebrierte der

Hl. Vater die Messe in St. Peter. In der Osterbotschaft des Papstes, die, rein religiös gehalten, zunächst die Bedeutung des Ostermysteriums hervorhebt, richtet der Papst ein Gebet um Frieden an Gott und gedenkt am Schlusse der Balkanvölker und sendet ihnen seinen besonderen Gruß. Die römische Fronleichnamsprozession ging von der Kirche Ara Coeli bis zum Kolosseum. Der Schlußfeier stand der Papst selbst vor, hielt eine kurze Ansprache und erteilte den Segen mit dem Allerheiligsten. Die Staatsbesuche im Vatikan, die wohl am meisten beachtet wurden, waren jene des griechischen Königspaares (23. Mai) und des Präsidenten der türkischen Republik (11. Juni). Griechenland steht nicht in diplomatischen Beziehungen zum Vatikan; Celal Bayar ist das erste türkische Staatsoberhaupt, das dem Papste einen Besuch abstattete. Das Deutsche Kolleg in Rom, Santa Maria dell'Anima, konnte am 15. März den 100. Jahrestag seiner Gründung begehen. Aus diesem Anlasse richtete der Papst am 6. März einen Brief an den derzeitigen Rektor der Anima, Apostolischen Protonotar Dr. Jakob Weinbacher. Johannes XXIII. würdigt die Bedeutung des Kollegs und hebt den Nutzen für die Heimatdiözesen der Kollegspriester hervor. „Wenn ihr zurückkehrt in euer Vaterland, und wohin euer Bischof euch stellt, bringt dahin die reine christliche Lehre und das christliche Gesetz, wie ihr sie in Rom aufgenommen habt, und seid mit dem Stuhle Petri in inniger Anhänglichkeit verbunden."

Einen längeren Brief richtete der Papst am 23. Dezember 1958 an den deutschen Episkopat. Der Hl. Vater erinnert an seine persönlichen Beziehungen zu Deutschland und lobt die guten Eigenschaften des deutschen Volkes: „Die wachsame Gewissenhaftigkeit in der Pflichterfüllung, den stets bereiten und treuen Gehorsam, den zuchtvollen Gemeinschaftsgeist, den entschlossenen Willen, verbunden mit wirksamer Planung, Freigebigkeit, Tüchtigkeit und Tapferkeit, in engem Bunde mit der Begeisterung für das Schöne." Der Aufruf der deutschen Bischöfe zur Aktion gegen Hunger und Aussatz in der Welt fand ein sehr starkes Echo. Die offene Sprache des gemeinsamen Hirtenbriefes des Episkopates mit den praktischen Forderungen und Anwendungen („Luxusgeräte und Luxuskleidung, Luxusreisen und Luxuswagen") hat der Aktion „Misereor super turbam" einen starken Antrieb gegeben. Das sehr gute Ergebnis dieser Fastenopferaktion beläuft sich auf 32 Millionen DM. (Das sind 1,32 DM auf jeden nominellen Katholiken; oder etwa 2,70 DM auf jeden sonntäglichen Kirchenbesucher.) Die Hilfe für die Entwicklungsländer wurde in Österreich in drei großen Aktionen organisiert: „Aktion Flores" (Sundainsel mit 1,1 Millionen Einwohner, davon 600.000 Katholiken), „Sternsingeraktion" für die Missionen in Afrika, „Familienfasttag" zugunsten Koreas. Über 9 Millionen Schilling dürfen als sehr positives Resultat dieser Aktionen gebucht werden. (Das sind 1,44 Schilling pro Katholiken oder 4,32 Schilling auf jeden praktizierenden Katholiken.)

In Trier wird vom 19. Juli bis zum 20. September der Heilige Rock ausgestellt. Unter dem Leitgedanken „Christus ist der Herr" soll es eine Christuswallfahrt sein. „Das ungenähte und ungeteilte Gewand unseres Herrn ist das Sinnbild der Einheit, der Liebe und des Friedens" (aus dem Fastenhirtenbrief des Bischofs von Trier, Dr. Matthias Wehr). „Das ungenähte Gewand Christi ist Bild und Gleichnis der erhabenen Einheit der Kirche"; so sieht der Hl. Vater die Bedeutung der Hl.-Rock-Wallfahrt in seinem Schreiben an den Bischof von Trier (22. Februar 1959).

Literatur

Eingesandte Werke und Schriften

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingesandten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalte dieser Schriftwerke. Soweit es der verfügbare Raum und der Zweck der Zeitschrift gestatten, werden Besprechungen veranlaßt. Eine Rücksendung erfolgt in keinem Falle.

Arnold Franz, Dr. theol., Dr. jur., Eherecht. Praktisches Handbuch für den Seelsorger. Früher: Das katholische Ehegesetz. Zweite, überarbeitete und vermehrte Auflage. (192.) Wien 1958, Wiener Domverlag. Kart.

Bengsch Alfred, Heilsgeschichte und Heilswissen. Eine Untersuchung zur Struktur und Entfaltung des theologischen Denkens im Werk „Adversus haereses" des hl. Irenäus von Lyon. (Erfurter Theologische Studien, Band 3.) (XXIV u. 243.) Leipzig 1957, St.-Benno-Verlag GmbH.

Berckers Katholischer Taschenkalender 1960. Gesamtumfang 260 S. Taschenformat. Kevelaer, Verlag Butzon & Bercker. Plastik DM 1.90, Leder DM 3.80. Leder Goldschnitt DM 4.20.

Bertsche, P. Leopold S. O. Cist., Directorium Sponsae. Herz-Jesu-Exerzitien für gottgeweihte Jungfrauen. 4. Bändchen. (224.) Kevelaer 1959, Verlag Butzon & Bercker. Leinen DM 3.80.

Bibliographisches Lexikon von Oberösterreich. Herausgegeben vom Institut für Landeskunde von Oberösterreich. Bearbeitet von Martha Khil. Band 3, 4. Lieferung. Linz a. d. D., Oberösterreichischer Landesverlag in Kommission. S 48.—.

Blomme Robert, La doctrine du péché dans les écoles théologiques de la première moitié du XIIe siècle. (Universitas catholica Lovaniensis. Dissertationes. Series III. — Tomus 6.) (XII u. 386.) Louvain 1958, Éditions Nauwelaerts (Publications universitaires de Louvain); 2, Place Cardinal Mercier. Broché FB 390.—.

Breuer Franciscus, Crucis Via cum Jesu et Maria. Editio secunda. Mondorf a. Rhein, Sumptibus auctoris. DM 1.—.

Burgstaller Ernst, Hans Commenda. Ein Leben im Dienste der Wissenschaft. Sonderdruck aus Folge 3, 1959, des „Oberösterreichischen Kulturberichtes" der „Amtlichen Linzer Zeitung". Linz 1959. Herausgegeben vom Institut für Landeskunde von Oberösterreich. Beilage zum Biographischen Lexikon von Oberösterreich. (28.) Brosch.

Cirne-Lima Carlos, Der personale Glaube. Eine erkenntnismetaphysische Studie. (Philosophie und Grenzwissenschaften. Schriftenreihe, herausgegeben vom Philosophischen Institut an der Theologischen Fakultät Innsbruck, IX/3.) (156.) Innsbruck 1959, Verlag Felizian Rauch. Kart. S 60.—, DM u. sfr 10.—.

Coreth Emmerich S. J. (Herausgeber), Aufgaben der Philosophie. Drei Versuche von E. Coreth S. J., O. Muck S. J., J. Schasching S. J. (Philosophie und Grenzwissenschaften, IX/2.) (210.) Innsbruck 1959, Verlag Felizian Rauch. Kart. S 66.—

Cox, Rev. Ronald J., S. T. L., J. C. L., A study of the Status of Laymen in the Writing of the Medieval Canonists. A Dissertation. (X u. 106.) Washington 1959, The Catholic University of America Press. Doll. 2.—.

Dániel Josephus S. D. B., Doctrina posttridentina de formatione primae mulieris. (Excerpta ex dissertatione ad Lauream in Facultate Theologica Pontificiae Universitatis Gregorianae.) (50.) Romae 1959.

Der heilige Pfarrer von Ars. Kreuzring-Bildheft. (16.) Trier, Johann-Josef-Zimmer-Verlag. DM —.50.

De Vries Josef, Die Erkenntnistheorie des dialektischen Materialismus. (188.) München-Salzburg-Köln 1958, Verlag Anton Pustet. Leinen DM 11.20.

Die Bücher Esra und Nehemia. Übersetzt und erklärt von Dr. Heinrich Schneider. (Die Heilige Schrift des Alten Testamentes. Übersetzt und erklärt in Verbindung mit Fachleuten. Herausgegeben von DDr. Friedrich Nötscher. Begründet von den † Professoren Dr. Franz Feldmann und Dr. Heinrich Herkenne. IV. Bd., 2. Abt.) (VIII u. 268.) Mit 2 Kartenskizzen. Bonn 1959, Peter-Hanstein-Verlag GmbH. Brosch. DM 24.—.

Die katholische Kirche in Berlin und Mitteldeutschland. (64.) Mit 29 Fotos und 3 Karten. Berlin 1959, Morus-Verlag. Kart. DM 2.80.

Eichmann-Mörsdorf, Lehrbuch des Kirchenrechts auf Grund des Codex Iuris Canonici. I. Band: Einleitung, Allgemeiner Teil und Personenrecht. Neunte verbesserte Auflage. (570.) München-Paderborn-Wien 1959, Verlag Ferdinand Schöningh. Brosch. DM 22.—, Leinen geb. DM 26.—; Theologenausgabe DM 22.50.

Fine Heinz S. J., Die Terminologie der Jenseitsvorstellungen bei Tertullian. (Theophaneia. Beiträge zur Religions- und Kirchengeschichte des Altertums. Begründer: Franz Joseph Dölger †/Theodor Klauser.) (252.) Bonn 1958, Peter-Hanstein-Verlag GmbH. Brosch. DM 29.80.

Fischer-Wollpert Rudolf, Die Taten der Apostel. Predigten über die Apostelgeschichte. (110.) Augsburg 1959, Verlag Winfried-Werk. Engl. brosch. DM 3.70.

Foerster F. W., Die jüdische Frage. Vom Mysterium Israels. (139.) (Herder-Bücherei.) Freiburg im Breisgau 1959, Verlag Herder. Kart. DM 2.20, sfr 2.55, S 15.—.

Francis Mary, Das Recht, fröhlich zu sein. Ins Deutsche übertragen von einer Karmeliterin aus dem Karmel „Maria Vermittlerin aller Gnaden", Witten, Ruhr. (220.) Kevelaer MCMLIX, Verlag Butzon & Bercker. Leinen DM 9.60.

Frank Karl Borr., Die St. Pöltner Dreifaltigkeits- und Mariensäule in kultur- und kunstgeschichtlicher Beleuchtung. Sonderdruck aus: Beiträge zur Stadtgeschichtsforschung. Festschrift der Stadtgemeinde St. Pölten, herausgegeben anläßlich der 800-Jahr-Feier der Verleihung des Stadtrechtes. (112—155.) Mit 7 Bildern. St. Pölten 1959.

Gallois, Mutter Genoveva O.S.B., Das Leben des kleinen heiligen Plazidus. Übersetzt von P. Michael Jungo O.S.B. Zweisprachige Ausgabe. 228 S. mit 104 Originalillustrationen. Luzern, Rex-Verlag. Kart. DM 7.20, Leinen DM 8.45.

Gieraths Gundolf O. P., Kirche in der Geschichte. (126.) Essen 1959, Ludgerus-Verlag Hubert Wingen KG. Kart. DM 7.60.

Giovannetti, Msgr. Alberto, Unser Heiliger Vater Johannes XXIII. Ein Lebensbild. Nach dem italienischen Manuskript übertragen von H. H. Dr. P. Hildebrand Pfiffner O.S.B., (196.). 8 Bildtafeln. Freiburg/Schweiz 1959, Paulus-Verlag. Leinen sfr/DM 11.—

Hackett John Henry, A. B., J.C.L., The Concept of Public Order. A Dissertation. (XI u. 102.) Washington, D. C., 1959, The Catholic University of America Press. Paper bound Doll. 2.—.

Jedin Hubert, Kleine Konziliengeschichte. Die zwanzig Ökumenischen Konzilien im Rahmen der Kirchengeschichte. (Herder-Bücherei.) (142.) Freiburg im Breisgau 1959, Verlag Herder. DM 2.20, sfr 2.55, S 15.—.

Kilger, Dr. P. Laurenz (Herausgeber), Das Sozialgefüge der Völker und die Weltmission — heute. (Missionsstudienwochen. Veranstaltet vom Institut für Missionswissenschaft der Universität Münster und vom Internationalen Institut für missionswissenschaftliche Forschungen. Missionsstudienwoche Bonn am Rhein, 22.—26. September 1958.) Münster/Westfalen 1959.

Kramert Klemens-**Winter** Ernst Karl, St. Severin. Der Heilige zwischen Ost und West. I. (235.) 8 Bildtafeln. — II. Winter Ernst Karl, Studien zum Severinus-Problem. (456.) 8 Bildtafeln und 2 Karten. Klosterneuburg, NÖ., Bernina-Verlag. Brosch.

Lentner, Dr. Leopold, Die religiöse Unterweisung in der Reformationszeit. (Katechetik und Religionsunterricht in Österreich, 2. Band.) Innsbruck-Wien-München 1959, Tyrolia-Verlag. (358.) Kart. S 88.—, DM/sfr 14.80.

Lexikon für Theologie und Kirche. Begründet von Dr. Michael Buchberger. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage unter dem Protektorat von Erzbischof Dr. Michael Buchberger, Regensburg, und Erzbischof Dr. Hermann Schäufele, Freiburg im Breisgau. Herausgegeben von Josef Höfer, Rom, und Karl Rahner, Innsbruck. Dritter Band: Colet bis Faistenberger. 16 Seiten u. 1344 Spalten mit 64 Bildern auf 8 Tafeln sowie 9 Karten. Freiburg 1959, Verlag Herder. Subskriptionspreis Leinen DM 77.—, Halbleder DM 86.—.

Lorca del Val Willi, Fraterna risposta a un articolo del P. Antonio Oliva („La Devozione alla Divina Misericordia di Suor M. Faustina") sulla „Rivista del Clero Italiano". (18.) Trento, Casa del Clero.

Miller Josef S. J. (Herausgeber), Der Papst über die Ehe. Eine Sammlung von päpstlichen Kundgebungen. 2., erweiterte Auflage. (Sehen — Urteilen — Handeln, Schriften des „Volksboten" Nr. 5.) (180.) Innsbruck-Wien-München 1959, Tyrolia-Verlag. Kart. S 28.—, sfr 4.80.

Miller Josef S. J., Moderne Eheprobleme in christlicher Sicht. 3., erweiterte Auflage. (Sehen — Urteilen — Handeln, Schriften des „Volksboten" Nr. 4.) (110.) Innsbruck-Wien-München 1959, Tyrolia-Verlag. Kart. S 24.—, sfr 4.20.

Miscellanea. Martin Grabmann. Gedenkblatt zum 10. Todestag. (Mitteilungen des Grabmann-Instituts der Universität München. Herausgegeben von Prof. Dr. M. Schmaus. Heft 3.) (96.) München 1959, Max-Hueber-Verlag. Kart. DM 9.80.

Murphy John L., The Notion of Tradition in John Driedo. Dissertatio ad Lauream in Facultate Theologica Pontificiae Universitatis Gregorianae. (XIV u. 321.) Milwaukee 1959, The Seraphic Press. Doll. 3.—.

Neues Testament. Übersetzt und erklärt von Otto Karrer. Neubearbeitete Auflage. (816.) Mit zwei Karten. München 1959, Verlag Ars sacra, Josef Müller. Kunstleder DM 11.80, Saffian DM 38.—.

Nicolussi, Dr. Johann, Gott im Jenseits. (Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, V. Teil.) (348.) Innsbruck 1959, Verlag Felizian Rauch. Kart. S 45.—, DM u. sfr 7.50.

Overhage Paul, Um das Erscheinungsbild der ersten Menschen. Mit einer Einführung von Karl Rahner. (Quaestiones disputatae. Herausgegeben von Karl Rahner und Heinrich Schlier/7.) (108.) 4 Bildtafeln und 5 Abbildungen im Text. Basel-Freiburg-Wien 1959, Herder. Engl. brosch. DM 6.80.

Papàsogli Giorgio, Teresa von Avila. Herausgegeben und übertragen aus dem Italienischen von Oda Schneider. Geleitwort von Joseph Solzbacher. (612.) München-Paderborn-Wien 1959, Verlag Ferdinand Schöningh; Zürich, Thomas-Verlag. Leinen DM 24.—, sfr 27.50, S 163.20.

Radó Polycarpus O.S.B., Enchiridion Liturgiae Pastoralis seu Synthesis Theologiae Sacramentalis. (48.) In S. Monte Pannoniae (Pannonhalma) 1959.

Ravasi, P. Ladislaus R., De Vocatione Religiosa et Sacerdotali. (272.) Mediolani-Romae, Edizioni Fonti Vive.

Scheffczyk Leo, Das Mariengeheimnis in Frömmigkeit und Lehre der Karolingerzeit. (Erfurter theologische Studien. Im Auftrag des Philosophisch-theologischen Studiums Erfurt herausgegeben von Erich Kleineidam und Heinz Schürmann. Band 5.) (XXIV u. 529.) Leipzig 1959, St.-Benno-Verlag GmbH. Brosch.

Schnackenburg Rudolf, Gottes Herrschaft und Reich. Eine biblisch-theologische Studie. (XVI u. 256.) Freiburg 1959, Verlag Herder. Leinen DM 21.50.

Shinners John Joseph, The Morality of Medical Experimentation on Living Human Subjects in the Light of Recent Papal Pronouncements. A Dissertation. (112.) Washington, D. C., 1958, The Catholic University of America Press. Paper bound Doll. 1.25.

Spiazzi, P. Raimondo O.P., Contributi Tomistici alla Politica. (Quaderni del Clero, N. 20.) (116.) Padova-Roma-Napoli, Presbyterium. Roma, Via Giustiniani 15. Abbonamento annuo L. 1.500; Estero L. 2.500.

Stelzenberger Johannes, Conscientia bei Augustinus. Studie zur Geschichte der Moraltheologie. (184.) Paderborn 1959, Verlag Ferdinand Schöningh. Kart. DM 14.—

Thomas von Kempen, Die Nachfolge Christi. Vier Bücher. Neu übersetzt und herausgegeben von Wendelin Meyer O.F.M. (264.) Kevelaer MCMLIX, Verlag Butzon & Bercker. Leinen DM 9.60.

Tirol—Erbe und Auftrag. Zum Gedenkjahr 1809. Herausgegeben von Werner Kunzenmann. (86.) Mit vier Abbildungen. Innsbruck-Wien 1959, Tyrolia-Verlag. Brosch. S 38.—, DM und sfr 6.80.

Veni Sancte Spiritus. Die schönsten Texte über den Heiligen Geist. Gesammelt von Yolande d'Ormesson Arsène-Henry. Deutsche Ausgabe bearbeitet von Franz Rütsche. (381.) Luzern 1959, Verlag Räber & Cie. Leinen Fr./DM 18.—.

Weber Wilhelm, Wirtschaftsethik am Vorabend des Liberalismus. Höhepunkt und Abschluß der scholastischen Wirtschaftsbetrachtung durch Ludwig Molina S.J. (1535—1600). (Schriften des Instituts für christliche Sozialwissenschaften der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Herausgegeben von Joseph Höffner. Band 7.) (218.) Münster/Westfalen, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. Kart. DM 14.80, Leinen DM 16.80.

Welte Bernhard, Über das Böse. Eine thomistische Untersuchung. (Quaestiones disputatae/6.) (56.) Basel-Freiburg-Wien 1959, Herder. Engl. brosch. DM 4.—.

Zimmermann, Dr. Josef L., Praktische Hilfe für das Breviergebet an Sonn- und Wochentagen. Zum Psalterium des Römischen Breviers. (60.) Augsburg 1959, Verlag Winfried-Werk. DM 1.—.

Kleinschriften

Pauleser, P. Saturnin O.F.M.: Der gute Mensch. II. Teil: In der Forderung des Alltags. — Wo der Himmel die Erde berührt. (Was ist dir das Gotteshaus? I. Teil.) — Bei Gott zu Hause. (II. Teil.)— Glückliche Ehe. Vier Grundforderungen. — Große Tage im Leben der Kinder. Alle je 32 S. Miltenberg am Main, Christkönigsbund. Je DM —.50. Bei Mehrbezug Ermäßigung.

Zeitschriften

Oberösterreich. Landschaft, Kultur, Wirtschaft, Fremdenverkehr, Sport. 9. Jahr, Heft 1/2, Sommer 1959. Linz, Oberösterr. Landesverlag. Einzelverkaufspreis S 20.—, im Abonnement S 12.— exkl. Porto.

Religionsunterricht an höheren Schulen. Zeitschrift des Bundes katholischer Religionslehrervereinigungen. 2. Jg., Heft 4, Juli/August 1959. Düsseldorf, Patmos-Verlag. Bezugspreis (jährlich 6 Hefte) 15 DM, Einzelheft 2.50 DM.

Salesgruß 1960. Jahresbüchlein, herausgegeben im Auftrag der österreichischen Ordensprovinz O.S.F.S. vom F. v. Salesbund, Missionsschule Dachsberg, Prambachkirchen.

Buchbesprechungen

Philosophie

Sein und Ursprünglichkeit. Zur philosophischen Grundlegung der Schöpfungslehre. Von Hans-Eduard Hengstenberg. Mit einem Vorwort von L.-B. Geiger O.P. (Bücherei der Salzburger Hochschulwochen.) (168.) München 1958, Verlag Anton Pustet. Kart.

Der Bonner Philosoph ist einer jener christlichen Philosophen, die an die unvergänglichen Prinzipien des hl. Thomas anknüpfen, sie aber selbständig weiterzudenken bemüht sind. In diesem Buche, dem eine Vortragsreihe auf den Salzburger Hochschulwochen zugrunde liegt, geht es dem Verfasser um die Aufhellung des Schöpfungsgeheimnisses. Thomas tat dies mittels des Kausalbegriffes. Hengstenberg versucht es mit dem Begriff der Sinn-Mitteilung. Ähnlich wie der Mensch zwar die Laute seiner Sprache ursächlich bewirkt, nicht aber den Sinn der Sprache, der vielmehr in einer Geist-Mitteilung besteht, so verhalte es sich — freilich in höherer Weise — auch bei der Schöpfung durch Gott. Darum seien in der Schöpfung auch Spuren der Trinität faßbar, die freilich erst aus der Offenbarung ihre zureichende Deutung finden können. Der Verfasser legt seinen Gedankengängen seine früher entwickelte Konstitutionslehre des Seienden, besonders des Personseins, zugrunde, gegen die allerdings auch von fortschrittlich scholastischer Seite verschiedene Bedenken erhoben worden waren. Es ist auch nicht recht einzusehen, warum Hengstenberg sich sosehr dagegen wehrt, den nach thomistischer Auffassung ohnehin analogen Kausalbegriff weit genug zu nehmen und ihn auch für das Phänomen der Sinnmitteilung gelten zu lassen. Im übrigen ist das Buch in vieler Hinsicht sehr anregend und verdienstlich in der Auflockerung verschiedener traditioneller Begriffe im Dienste neuer philosophischer Fragestellungen.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Was die Welt im Innersten zusammenhält. Der Christ und das Atomzeitalter. Von Hans Huber-Ainring. (195.) Köln 1958, Verlag Wort und Werk. Leinen DM 10.20, kart. DM 7.80.

Der Verfasser ist ein bayerischer Pfarrer, der auch im Salzburger „Klerusblatt" öfters mit naturwissenschaftlichen Abhandlungen zu Worte kommt. Er verrät gute Fachkenntnisse und ist bestrebt, mit diesem Buche weiteren Kreisen, die sich durch die neuen Probleme der Atompyhsik in ihrem schlichten Christenglauben irgendwie bedroht fühlen, über ihre Schwierigkeiten hinwegzuhelfen. Ohne die verwickelten Sachverhalte allzusehr zu vereinfachen, versteht er es, in einer erquickend anschaulichen Sprache auch einfachen Menschen die wichtigsten Entdeckungen der Atomphysik faßbar zu machen. Den Höhepunkt des Buches bildet die in geschickter Steigerung eingeführte Wiedergabe der berühmten Ansprache Pius' XII. vor der Päpst-

lichen Akademie der Wissenschaften vom 22. November 1951 über „Die Gottesbeweise im Lichte der modernen Naturforschung". Geteilter Meinung kann man sein über den Wert der märchenhaften Rahmenerzählung. Doch mag es sein, daß gerade diese Form vielen den Zugang zum eigentlichen wissenschaftlichen Teile erleichtert. Jedenfalls ist das Buch für Bildungsabende in Jugendgruppen recht geeignet. Mögen viele danach greifen.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Tier und Mensch. Beitrag zur Wesensbestimmung des Menschen. Von Georg Siegmund. (309.) Frankfurt am Main 1958, Verlag Josef Knecht, Carolus-Druckerei. Leinen DM 12.80.

Der erstaunlich fruchtbare Fuldaer Philosoph setzt in diesem Buche die Reihe seiner früheren Werke zum anthropologischen Problem mit Erfolg fort. Unter Berücksichtigung einer Fülle neuer Forschungsergebnisse arbeitet er, sorgsam stufenweise fortschreitend, in überzeugender Weise den unüberbrückbaren Unterschied zwischen Tier und Mensch heraus. Manche Kapitel nehmen durch ihren Glanz geradezu gefangen. So die über die Voraussetzungen der menschlichen Sprache. Sehr ernüchternd wird die Überbeanspruchung des Entwicklungsprinzips bei vielen Biologen herausgestellt. Es ist kein Grundgesetz, sondern nur eine Arbeitshypothese. Besondere Anerkennung gebührt der klaren, warmen Sprache, der man sonst in Fachbüchern nicht allzuhäufig begegnet.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Was ist der Mensch? Die vier Fragen des Immanuel Kant. Von Friedrich Dessauer. (88.) Mit 10 Bildtafeln. Frankfurt am Main 1959, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Geb. DM 5.80.

In diesem schmalen Bändchen bringt der betagte Biophysiker und Naturphilosoph besinnliche Umschreibungen der berühmten Fragen Kants: „Was kann ich wissen? — Was soll ich tun? — Was darf ich hoffen? — Was ist der Mensch?" Er bleibt aber nicht bei der Kantischen Vernunftreligion stehen, sondern führt entschlossen zur Offenbarungsreligion weiter. In einem Anhang stellt er im Anschluß an ausdrucksvolle Bildtafeln zehn Denker vor, denen jene Menschheitsfragen ein besonderes Anliegen waren. Der Gesichtspunkt der Auswahl erscheint freilich nicht ganz einleuchtend. Warum fehlt bei den antiken gerade Aristoteles? Und warum sind die neuzeitlichen außer Kant selbst nur durch Descartes, Pascal, Leibniz und Jaspers vertreten?

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Relativitätstheorie des Menschengeistes. Versuch einer systematischen Psychologie. Von Marc A. Jaeger. (404.) Zürich und Stuttgart 1958, Rascher-Verlag. Leinen sfr 22.80.

Der Autor macht im vorliegenden Werk den Versuch, eine neue, systematische Psychologie zu begründen. In ihr soll das Unbewußt-Seelische als das Absolute und die Relativität des Menschengeistes aufgezeigt werden. Damit sollen einerseits die geisteswissenschaftliche, anderseits die naturwissenschaftliche Psychologie überwunden und die psychologische Ganzheit grundgelegt werden.

Das Leben selbst läßt sich nicht, so führt Jaeger aus, materialistisch erklären. Hinter der materiellen Struktur stehen immaterielle Determinanten, steht die Seele. Sie ist der Inbegriff der immateriellen Strukturen und Funktionen. Grundlegende Lebensformen der Seele in allen Bereichen des Lebens sind das Erkennen, Bewerten und Wollen. In jedem Lebewesen gibt es eine unbewußte Erkenntnis (Empfinden, Wahrnehmen), eine unbewußte Bewertung (Instinkt, Finalität) und ein unbewußtes Wollen (Motorik). Dieses Unbewußte ist das Absolute, der Lebensplan, der a-prioristische Ordnungsfaktor allen Bewußtseins. In diese Absolutheit sind alle Erlebnisse jedes Individuums eingebaut. Das Absolut-Unbewußte stellt sich als „absoluter Geist," als eine „existierende Uridee", als „Ursprung des finalen Prinzips," als „Ordnungsprinzip," als „a-prioristische Idee," als „abstrakte Weltdynamik" dar. Dieser immaterielle, absolut geistige Faktor begründet den gesetzlichen Ablauf, so daß ohne diese leitende Uridee die Welt ein Chaos wäre.

Jedes Lebewesen hat neben dem Unbewußten auch das Bewußtsein, u. zw. in allen Individual- oder Erlebnisstufen. Freilich besitzt es in den verschiedenen Stufen frag-

mentarische Bewußtseinsbreite. In der physiologischen oder Organstufe liegt das Leben einer Partialseele vor. Eine weitere Stufe bilden die biochemischen Prozesse und schließlich die Erlebnisweise des Menschen. Aber in jedem Leben ist die Kausalität durch die Finalität überformt infolge eines immateriellen Faktors, der Beseeltheit.

Der Autor hat viel über psychologische, philosophische und kulturelle Fragen reflektiert und Wertvolles, besonders über die Integration der einzelnen Lebensstufen, gezeigt. Auch seine ethischen, pädagogischen und kulturellen Anregungen sind sehr wertvoll. Zudem verstand er es, aus der Vielheit der Probleme ein abgerundetes System zu gestalten.

Für den kritischen Leser werden sich jedoch eine Reihe von Problemen, ungelösten Fragen und schiefen Ansichten melden, die eine größere Umsicht in der Fachliteratur vermissen lassen. Die pantheisierenden Gedanken über das „Absolut-Unbewußte", das „Absolut-Irrationelle", die „a-prioristische Uridee", den „absoluten Geist" usw. bedürfen einer Klärung. Es scheint alles in eine unbewußte Weltseele einzumünden. Das spezifisch Menschliche, der Geist, die Vernunft, das rationelle und reflexive Bewußtsein ist zwar nach dem Autor ein Novum, aber nicht im Sinne einer geistigen Ursprünglichkeit und eines geistigen Selbstandes, sondern es beruht auf einer sprunghaften Steigerung der Großhirnrinde (51). Die Geistigkeit des Menschen ist nach dem Autor über den Umweg der Ausdruckssymbole (Sprache) und der konventionellen, allgemeingültigen Abstraktion zustande gekommen (213), also eine Weiterentwicklung des allgemein Seelischen. Die Wesensunterschiede sind hier vollständig verwischt.

Was den Willen betrifft, kann von Freiheit psychologisch nicht die Rede sein (357, 358). Und doch ist der Wille auch wiederum potentiell (365), relativ frei, sofern er auf abstraktem Bewußtsein beruht (360). Als solcher begründet er Eigenfinalität, die oft entgegen der biologischen ist. Gerade durch diese Finalkompetenz macht ja, nach dem Autor, der Mensch Geschichte weitgehend selbst (356). Hier finden sich Widersprüche. Die Urteile über die Religion sind unzulänglich. Abwegig ist doch der Satz: „Das Christentum hat das Triebleben für sündhaft erklärt" (351). Gegen die Erfahrung und gegen eine wissenschaftliche Riesenarbeit wird von der Abwegigkeit der Erbsünde, vom Mythos des Sündenfalls, vom Erlösungsmythos, vom Mythos des Gottessohnes usw. gesprochen.

Wertvoll sind die Ausführungen auf soziologischem und kulturellem Gebiet. Ich verweise nur auf Sätze wie: „Wenn etwas unsere hohle Scheinkultur noch retten kann, dann ist es die schlichte, aber ehrliche und tätige Ethik jedes einzelnen an seinem Platze" (23). Die „psychologisch begründete Alternative lautet, wie hier nachgewiesen werden soll, ganz einfach: Ethisch leben oder untergehen" (24). Die Bedeutung des Abendlandes liegt im Reiche der Idee (399), und Wille zur Ethik heißt die neue Parole (420).

Linz a. d. D. DDr. Alois Gruber

Bibelwissenschaft

Bibeltheologisches Wörterbuch. Herausgegeben von Johannes B. Bauer. (859.) Graz-Wien-Köln 1959, Verlag Styria. Leinen S 239.—.

Die „Theologia Biblica" wird in ihrer Bedeutung in unseren Tagen wieder mehr erkannt. Wir finden sie immer häufiger im Vorlesungsverzeichnis unserer theologischen Hochschulen und wir spüren ihren unschätzbaren Wert im Gespräch zwischen den Konfessionen. Da kommt Bauers Wörterbuch eben recht. Nicht ein „Lexikon" in dem Sinne, daß man darin einfach alles findet, was man in einem Wörterbuch sucht, hat man hier vor sich, wohl aber eine sehr brauchbare Fundgrube für eine Menge theologischer Gedankenkreise, wie sie sich um einzelne biblische Termini gebildet haben. Die Darstellung erfolgt „vom Kurzartikel bis zu der Form eines in sich geschlossenen Essays". Die Mitarbeiter sind durchwegs solche, die auf dem Feld der biblischen Arbeit einen klingenden Namen erworben haben und denen wir Vertrauen schenken dürfen, wenn auch so manches für viele Leser als „unerhört neu" erscheinen mag. Bauer selbst zeichnet für mehr als 20 Artikel als Verfasser. Durchwegs nüchterne, auf umfangreichem Wissen basierende Darstellungen, da und dort durchsetzt von jugendlichem Radikalismus. Daß Bauer für den Artikel „Gesetz" den französischen Gelehrten Henri Gazelles gewonnen hat, zeugt für seine ganz moderne Einstellung zur Penta-

teuchfrage. Immerhin freut uns, daß trotz modernster Linienführung der Anteil des Moses am Pentateuch doch nicht gestrichen erscheint, wenn wir lesen: „Das ganze Gesetz ist doch durch einen Mittelsmann, Moses, gegeben" (319), oder wenn es heißt: „Es gibt gute Gründe dafür, diese erste Sammlung Moses zuzuweisen" (315). Gemeint sind die mischpatim in Ex 21, 18–22, 16. Im Artikel „Herrlichkeit" v. G. Molin wäre Bernhard Steins Arbeit über „K'bod Jahwe" zu erwähnen gewesen. Beim Artikel „Bann" hätten H. Stiegleckers Gedanken (siehe diese Zeitschrift 1950) nutzbringend verwendet werden können. Entfallen sind bedauerlicherweise die eminent wichtigen Artikel über „Jungfrauschaft", über „Nachfolge–Gefolgschaft–Gehorsam", die gewiß bei einer Neuauflage nachgeholt werden. Im Literaturverzeichnis sollten wohl jeweils die nichtkatholischen Autoren mit einem Sternchen versehen werden, zumal ja das Nachschlagewerk „einen unmittelbaren Dienst erweisen" will (19), d. h. einen praktischen, wegweisenden für solche, welche die angegebenen Autoren ja nicht von vorneherein kennen, welcher Einstellung sie sind.

Bauers Wörterbuch ist auf jeden Fall eine ganz beachtliche Leistung und ein sehr brauchbares Werk, für das dem Herausgeber und den Mitarbeitern viel Dank gebührt.

Linz a. d. D. Max Hollnsteiner

Die heiligen Heiden des Alten Testaments. Von Jean Daniélou. (143.) Stuttgart, Schwabenverlag. Leinen DM 7.90.

„Von Anfang an hast du Priester zum Dienste deines Volkes erweckt: zuerst Abel Seth, Enos, Enoch, Noe, Melchisedech und Job" (Apost. Konst. VIII, 5). Absicht des Buches ist es, „den Heiligen der kosmischen Religion ihren Platz in Liturgie und Katechese zurückzugeben" (S. 133). Und man muß gestehen, daß wohl niemand dies bisher so gut verstanden hat wie Daniélou. Er weist nachdrücklich darauf hin, daß es eine kosmische Liturgie gibt, daß bei Ostern, Pfingsten, Weihnachten hinter der christlichen Bedeutung eine jüdische und hinter der jüdischen eine kosmische steht. So gibt es eine geheime, aber wirkliche Verbindung der christlichen Feste mit denen aller anderen Religionen, in denen die kosmische Offenbarung (mehr oder weniger verschüttet und verunstaltet) sichtbar wird. „Zu Gott steigt der immerwährende Dank aller Kreatur auf, der Weihrauch der Blumen, das Lied des Windes und ‚das Hin und Her zwischen Hindin und Hirsch', von dem Péguy gesprochen hat" (S. 134). – „Die Menschen nun, von denen dieses Buch handelt, sind Priester dieser kosmischen, allen Menschen gemeinsamen Religion" (S. 136). – „Wenn es eine kosmische Liturgie gibt, so versteht es sich, daß sie auch Heilige hat" (137). Heiligkeit ist heroische Gottesliebe. Daniélou zeigt, daß es diese auch in der kosmischen Religion gegeben hat, Menschen, die dem im Gewissen vernommenen Anruf Gottes in heroischer Befolgung des Willens Gottes antworten. Es ist schon von großem Wert, daß hier wieder einmal die Heiligkeit des „natürlichen" Gesetzes betont und in ihrer grundlegenden Art gezeigt wird. Zuerst muß ja auch der Heilige unserer Tage ein richtiger „Mensch" sein, dann wird er auch ein wahrer Christ werden können.

Das Buch behandelt die Gestalten Abel, Henoch, Daniel, Noe, Job, Melchisedech, Lot und die Königin von Saba. Einige Kapitel hat Daniélou (laut Vorwort S. 12) in Form von Vorlesungen zuerst vor dem „Cercle Saint-Jean-Baptiste" vorgetragen. Es ist ein gesegnetes Buch, besonders auch dadurch, daß es die Lehrsätze: „Extra Ecclesiam nulla salus" und „Es gibt keine Heiligkeit außer in Christus," richtig sehen läßt und trostvoll weitet, weil im letzten Sinn alle Menschen aller Zeiten „in Christus" und „in seinem mystischen Leib" sind und bleiben, wenn sie nur wahrhaft wollen. Die Tragweite der Rückbesinnung auf diese Wahrheiten könnte besonders auch eine Erneuerung des Missionsgedankens einschließen und Missionsoptimismus wecken. Man kann dem Werk nur weiteste Verbreitung wünschen. Es ist auch für Predigt und Vortrag in religiös interessierten Kreisen geeignet.

Linz a. d. D. Max Hollnsteiner

Qumran und der Ursprung des Christentums. Von Jean Daniélou. Aus dem Französischen übersetzt von Othmar Schilling. (176.) Mit 8 Bildseiten. Mainz, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 8.25.

Das Buch ist aus drei Vorträgen enstanden und hat dementsprechend drei Abschnitte: Die Gemeinschaft von Qumran und das neutestamentliche Milieu (I), Christus

und der Lehrer der Gerechtigkeit (II), Die ersten Entwicklungen der Kirche und die Gemeinschaft von Qumran (III).

Der Verfasser zeigt vor allem einmal die Zusammenhänge auf, die schon örtlich gegeben waren: Die „Wüste" (bei Jericho) ist z. B. eine Gegend mit Wasserquellen und Palmen. Das Wort des Herrn erging an Johannes, Zachariassohn in der Wüste (Mk 1, 4; Lk 3, 2); ein paar Kilometer südöstlich davon lag Qumran mit dem Essenerkloster. Auch in Stil und Terminologie finden sich Anklänge zwischen dem N. T. und den Schrifttexten aus Qumran. Das Benedictus ist ein Beispiel dafür, und Daniélou mutmaßt nicht grundlos einen Kontakt der Priesterfamilie des Zacharias mit der Essener-Gemeinde am Toten Meer. Freilich muß man nicht gleich soweit gehen (wie Daniélou) und annehmen, daß der Johannesknabe tatsächlich in jenem Kloster als Zögling oder Internist gelebt habe; möglich allerdings wäre es. Auf jeden Fall zeigt die Lehre des Täufers in Wort und Ideengehalt viele Elemente der Schriften von Qumran, besonders des Habakukkommentars.

Über Johannes den Täufer mag auch Jesus Verbindung zu Qumran gehabt haben. Die Wüste seines 40tägigen Fastens und der Berg der Versuchung sowie auch die Taufstelle am Jordan liegen alle im Nahbereich jener Essener-Siedlung. Der Ostertermin, den Jesus für das Passahmahl vor seinem Leiden gewählt hat, ist der von Qumran. Er löst auch manche Schwierigkeiten betreffs der Abfolge im Prozeß Jesu (S. 29—30). In seiner Lehre ist freilich Jesus der essenischen Welt fremd, ja in völligem Gegensatz zu ihr (S. 171). Auch Gebetsgebräuche, wie wir sie aus der Didaché kennen, stimmen gut mit dem Qumranschen Rituale zusammen. Die Essener beten dreimal des Tages, die Didaché schreibt dasselbe vor. Daniélou sieht darin die Urtypen unserer Tagzeiten: Laudes, Sext, Vesper.

Die Identifizierung des Lehrers der Gerechtigkeit mit Christus weist Daniélou zurück. Das Problem um den Lehrer der Gerechtigkeit „besteht in der Entdeckung eines neuen Gliedes in der Vorbereitungskette auf Christus. . . Der Lehrer der Gerechtigkeit gehört in die Reihe derer, die vor Johannes die Ankunft Christi vorbereitet haben" (S. 113). Dafür, daß die in der Apostelgeschichte auftretenden Hellenisten Essener gewesen sind, führt Daniélou die Stephanuspredigt (Apg 7) an, wo sich Züge einer überraschenden Ähnlichkeit mit essenischem Gedankengut und essenischer Terminologie finden. Auch dürfte Paulus in Damaskus nach seiner Bekehrung mit Essenern bekanntgeworden sein — es waren ja viele einst dorthin geflüchtet (vgl. die Damaskusschrift); viele seiner Redewendungen, viele seiner Gedanken haben ihr Gegenstück in den Rollen von Qumran. Die Adressaten des Hebräerbriefes sind für Daniélou essenische Priester.

Noch viele andere interessante Aspekte gewährt das Buch des gelehrten französischen Verfassers. Sie zeugen von einer einmaligen Kombinationsgabe, der wir sicher viel Richtiges verdanken. Wenn auch noch viele Vergleichsmöglichkeiten fehlen und es sich hier — wie der Verfasser selbst sagt — um eine Skizze (S. 10) handelt, so bringt diese immerhin zahlreiche Linien zur Darstellung, die zwischen Qumran und dem jungen Christentum gezogen sind. So haben wir in dem schmalen Bändchen eine geistvolle, kurze und ebenso gute, übersichtliche Darstellung der bisherigen sicheren und vermutbaren Ergebnisse des Schriftenfundes am Toten Meer von 1947 mit all seiner Nah- und Fernwirkung. Freudiger Dank gebührt dem Autor und dem Übersetzer sowie dem Verlag für die passende Ausstattung des Buches.

Linz a. d. D. Max Hollnsteiner

Was lehrt Jesus über das Ende der Welt? Eine Auslegung von Markus 13. Von Franz Mussner. (80.) Freiburg 1958, Verlag Herder. Engl. brosch. DM 4.50.

Der bekannte Trierer Professor legt uns ein interessantes und anregendes Büchlein vor, das aus drei Vorträgen erwachsen ist und das wegen seiner volkstümlichen Form viel Anklang finden wird. Die klaren Worte des Gelehrten über die Eschatologie des Herrn sind besonders zu begrüßen, weil sie treffliche Antwort geben auf die phantastischen Darlegungen mancher Sekten. Exegetisch ist Mk 13, 30 gut gedeutet mit dem Hinweis auf „das Geschlecht der Juden", das „nicht aussterben wird", „bis dies alles geschieht" (S. 63).

Stift St. Florian Dr. Johannes Zauner

Prima lettura di San Paolo. (Introduzione, Analisi, Note.) Silverio Zedda S. J. I. Vol.: Introduzione, Lettere della Prigonia. 2a Edizione. (229.) — Vol. II: Lettere ai Tessalonicesi, Prima ai Corinti, Galati, Romani. (329.) Torino, Via Cibrario 39, Tecnograph.

Vielleicht könnte man den Titel dieser zwei Bände besser wiedergeben mit: „Zum Einlesen in den hl. Paulus." Denn dazu will uns dieses Werk behilflich sein.

Der erste Band enthält eine Einleitung (worin zuerst über die Apg und dann über das Leben des hl. Paulus und seine literarische Tätigkeit gehandelt wird), worauf dann die vier Gefangenschaftsbriefe (und zwar in folgender Ordnung: Eph, Kol, Phil, Phm) folgen. Im zweiten Band werden die beiden Briefe an die Thess, Gal, 1 Kor und Röm erklärt. Zu jedem einzelnen Brief findet sich auch eine kurze Einleitung mit Hinweisen auf Empfänger, Gelegenheit und Zweck, Zeit und Ort. Dann folgt die Analisi-Parafrasi. Der Text selbst wird durch viele Überschriften und Unterteilungen gut verdeutlicht. Auch mehrere Exkurse sind eingefügt, z. B. über die Lehre vom Corpus Christi mysticum, über Rechtfertigung und Glaube, die Parusie. Drucktechnisch ist vielleicht auszusetzen, daß man den Schrifttext und die dazu gegebenen Erklärungen nicht deutlicher unterschieden hat. Es ist aber ein wissenschaftlich gut begründetes und daher empfehlenswertes Werk.

Linz a. d. D. Dr. Siegfried Stahr

Petrus und seine Zeit. Neutestamentliche Studien von Paul Gaechter S. J. (458.) Innsbruck-Wien-München 1958, Tyrolia-Verlag. Leinen S 125.—, DM 22.—.

Die meisten dieser neutestamentlichen Studien wurden schon in der ZkTh veröffentlicht. Trotzdem ist es gut, daß sie nun in einem Buch zusammengefaßt und noch durch zwei Abhandlungen ergänzt wurden.

Die erste Studie handelt über „Das dreifache ‚Weide meine Lämmer' (Jo 21, 15—17)". Zuerst wird „Das philologische Problem" bezüglich der drei hier vorkommenden Wortpaare (Lieben, Weiden und Lämmer) behandelt, die sich als völlig synonym erweisen, weswegen aus ihnen nicht der Grund der Dreimaligkeit des Auftrages erklärt werden kann. Auch aus „Inhalt und Form der Dreiheit" ist das nicht möglich. Die übliche Meinung ist, daß Jesus die dreimalige Frage an Petrus wegen seiner dreimaligen Verleugnung gerichtet habe. Man kann aber höchstens sagen, daß das dreimalige Bekenntnis des Petrus als dreimalige Gutmachung der dreimaligen Verleugnung anzusehen ist. Näher zum Grund führt uns „Das Moment der Feierlichkeit", das aus der Frage Jesu spricht, in welcher der Herr den Petrus gerade wie bei der Verheißung des Primates (Mt 16, 17) mit „Simon, Sohn des Johannes" anredet, und zwar dreimal. Diese Feierlichkeit der ganzen Stelle ist erst vom Hirtenauftrag aus begreiflich. Es ist ja „Die Dreimaligkeit des Auftrages als alter Rechtsbrauch" bekannt, wie wir das z. B. auch sehen bei Abschlüssen von Ehekontrakten oder bei Ehescheidungen wie auch bei Kaufverträgen. Eine rechtsverleihende Formel vor Zeugen dreimal ausgesprochen besaß absolute Gültigkeit. Und daher hat auch Christus den Hirtenauftrag in dreimaliger Folge vor Zeugen ausgesprochen.

In der zweiten Abhandlung „Die Wahl des Matthias" wird zunächst der Zweck dieser Wahl untersucht. Dieser war, die Zahl der „Zwölf" (die eine zurück- und eine vorwärtsweisende symbolische Bedeutung hat, nämlich in Analogie zu den zwölf Patriarchen das Fundament für das neue, geistige Israel zu sein) wieder vollzumachen. Nach der Untersuchung des literarischen Problems des 1. Kap. der Apg wird die Frage nach dem Motiv oder dem unmittelbaren Beweggrund der Wahl gestellt, welcher nicht, wie man gewöhnlich annimmt, das in Apg 1, 20 zitierte Psalmwort „Sein Amt soll ein anderer erhalten" (Ps 108, 8), sondern ein ausdrücklicher Auftrag Jesu gewesen sein wird.

Dem „Haß des Hauses Annas" ist die dritte Untersuchung gewidmet. Hier wird uns einleitend erst die Rolle und die Stellung des Hohenpriesters um die Zeitenwende vor Augen geführt, und dann werden im einzelnen Annas sen. und die ihm folgenden Hohenpriester aus seinem Hause besprochen, und zwar in ihrem Haß gegen Jesus und seine Apostel und das junge Christentum.

In der nächsten Studie geht es dann um die Frage: Was waren „Die Sieben" (Apg 6, 1—6)? Aus der Untersuchung über ihre Wahl und ihre Aufgabe, zu der sie berufen wurden, nämlich als Gehilfen und Vertreter der Zwölf unter den Hellenisten

als amtliche Leiter zu wirken, ergibt sich, daß ihnen die Fülle der Weihegewalt übertragen wurde, sie also Hilfsbischöfe waren. Es ging also hier nicht um ein organisatorisches (Armenfürsorge), sondern um ein geistig-religiöses Problem (Seelsorge). — Mit „Jerusalem und Antiochia" wird die fünfte Abhandlung betitelt. Es geht dabei um die Entwicklung dieser beiden Kirchen, besonders um ihre äußeren, juridischen Beziehungen zueinander und zu den anderen Ortskirchen.

Besonders interessant ist die folgende Untersuchung „Petrus in Antiochia". Gaechter geht nämlich an die Betrachtung von Gal 2, 11—14 mit der Voraussetzung heran, daß es sich hier um das genus litterarium der Äußerung eines erregten Anklägers handle. Von dieser Schau aus beurteilt er dann diese Stelle und beweist dabei sein psychologisches Einfühlungsvermögen, das auch zur Exegese gehört. So kommt er zu einer der gewöhnlichen Anschauung entgegengesetzten Beurteilung des Streites zwischen Petrus und Paulus in Antiochia. Es wird erst einmal der Ankläger Paulus zu verstehen gesucht, dann, warum Petrus überhaupt nach Antiochia gereist ist und wie dort die Lage war. Daraus wird dann die Handlungsweise des Petrus verständlich, die nicht von Feigheit diktiert war, sondern von Liebe und Weisheit, um nicht eine Abspaltung der judaistisch Gesinnten zu bewirken oder die Bekehrung von Juden zu erschweren. Paulus dagegen hat hier eine befremdende Starrheit an den Tag gelegt, indem er die größere und unmittelbare Gefahr für die Judenchristen in seinem Bestreben, die Freiheit der Heidenchristen sicherzustellen, übersehen hat. Und somit hat also in dieser schwierigen Situation nicht Paulus, sondern Petrus den Sieg errungen. Paulus war überhaupt zu dieser Zeit sehr gereizt, wie wir aus Apg 15, 39 entnehmen können, weil er wohl von der ersten Missionsreise, besonders aber von der Steinigung in Lystra, sich noch nicht genügend erholt hatte. So will die von Gaechter vorgelegte Erklärung „nicht nur dem vielgeschmähten Petrus volles Recht widerfahren lassen, sondern auch der Größe des Paulus bei aller Menschlichkeit gerecht werden".

Die siebente Abhandlung „Jakobus von Jerusalem" versucht, das Bild dieses Jakobus auf dem N. T. als Unterlage nachzuzeichnen, um es so von seinen Verzeichnungen zu befreien. Als Voraussetzung wird hingestellt, daß dieser Jakobus keiner von den ursprünglichen Zwölfen gewesen ist und samt seinen Brüdern zu Lebzeiten Jesu überhaupt nicht zu dessen Jüngern gezählt habe. Daß er dann später einer wurde, dazu hat wohl die Erscheinung des Auferstandenen (1 Kor 15, 7) den letzten Anstoß gegeben. Weiteres erfahren wir dann aus Apg 1, 14; Gal 1, 19; Apg 12, 17. Hat in der Folgezeit dann Jakobus die Verwaltung in Jerusalem innegehabt, weil Petrus sich immer mehr der Missionstätigkeit widmen wollte, wie Cullmann meint? Dazu passen aber gar nicht die Angaben in Apg 9—10, und auch Gal 2, 7—9 ist kein Beweis dafür. Ebenso ist nicht haltbar, daß man aus dem Konzilsbericht (Apg 15) und der Kollekte (Gal 2, 10) herauslesen will, daß Jakobus sogar der Leiter der Gesamtkirche gewesen sei. Auch die „Jakobusleute" (Gal 2, 12) sprechen nicht dafür, denn sie waren nicht Agitatoren des Jakobus. Ebenso ist, wie man aus den ntl. Berichten erweisen kann, die Meinung Stauffers nicht haltbar, daß Jakobus wegen seiner Blutsverwandtschaft mit Jesus und der Erscheinung des Auferstandenen aus den Herrenbrüdern eine Dynastie gemacht habe. Auf Grund seines Briefes und nach Gal 2, 12 wird uns dann die Persönlichkeit des Jakobus gezeichnet. Auch wird versucht, seine Religiosität ins rechte Licht zu stellen, und so kommt Gaechter dann zu dem Urteil, daß Jakobus, obschon ein frommer Jude, doch ein wahrer Christ war.

Die nächste Studie „Die Amtsträger von Korinth" behandelt das Protokoll des 1 Kor. — Die letzte Abhandlung „Schranken im Apostolat des Paulus" nennt Gaechter selbst das Schmerzenskind dieses Buches. Er will nämlich hier klarmachen, daß Paulus nicht, wie es die weitverbreitete Ansicht ist, zu vergleichen sei „mit einem Fallschirmjäger, der, mit allem Nötigen ausgerüstet, vom Himmel heruntergefallen ist" und somit der zweite Anfang, also der endgültige Akt der Kirchengründung wäre, sondern daß er nur ein Baustein auf dem bereits gelegten Fundament ist. Es geht also um die Frage, welche Stellung Paulus in der Urkirche wirklich innehatte. Daß er sich nicht auf sich allein stellte und somit also unabhängig gewesen wäre, sieht man aus dem Anführen von Mitabsendern bei seinen Briefen, die er als „Brüder" bezeichnet, was eine Amtsbezeichnung im eigentlichen Sinne war. Auch die Verwendung des Wir-Stiles, wo es sich um grundsätzliche Dinge im Apostelamt und bei der Aposteltätigkeit

handelt, zeigt, wie er sich mit den anderen Glaubensboten auf die gleiche Stufe gestellt hat. Weiter wollte er sicher immer mit dem Geist der traditionellen Lehre übereinstimmen. Die bekannte Stelle Gal 1, 11—12, wo Paulus davon spricht, daß er das Evangelium durch Offenbarung Christi erhalten habe, steht nicht im Gegensatz dazu, weil man darunter ja nicht notwendig eine unmittelbare Offenbarung des Evangeliums durch Jesus Christus verstehen muß, sondern hier auch die zuständigen menschlichen Tradenten genügen.

Wir sehen aus dem ganzen Buch, daß Gaechter in seiner Exegese besonders das juridische und psychologische Moment berücksichtigt, daß er immer wieder vom Text und nicht von persönlichen vorgefaßten Meinungen ausgeht und unbegründete Ansichten mit Geistesschärfe und Humor abzutun versteht. So wollen diese ntl. Studien, die es wagen von der traditionellen Ansicht abzugehen, uns doch nur dazu führen, besser verstehen zu lernen „Petrus und seine Zeit" und damit auch die Kirche und unsere Zeit.

Linz a. d. D. Dr. Siegfried Stahr

Kirchen- und Missionsgeschichte

Die Pilgerreise der Aetheria (Peregrinatio Aetheriae). Eingeleitet und erklärt von Hélène Pétré. Übersetzt von Karl Vretska. (285.) Klosterneuburg 1958, Bernina-Verlag. Leinen S 112.—, DM 20.70, sfr 21.60.

Eine lateinisch-deutsche Ausgabe der berühmten Peregrinatio Aetheriae, dieses historisch bedeutsamen Brieftagebuches der Vorsteherin eines Frauenklosters des christlichen Altertums über ihre Pilgerfahrt ins Heilige Land und zu anderen religiös bedeutsamen Stätten. Eine ausführliche, wissenschaftlich gut fundierte und ausgiebig belegte Einleitung orientiert über die Autorin des Berichtes, über die Pilgerreisen im 4. Jh. im allgemeinen, befaßt sich dann mit den topographischen Angaben des Reiseberichtes, mit den liturgischen und kirchlichen Nachrichten sowie mit Sprache und Stil des Werkes, das gerade wegen seiner literarischen Absichtslosigkeit so anziehend wirkt.

Die Übersetzung der Einleitung und der wertvollen Anmerkungen zum Text erfolgte aus dem Französischen; der eigentliche Bericht der Aetheria wurde unmittelbar aus dem Lateinischen ins Deutsche übertragen. Die Übersetzung aus dem Lateinischen hält sich möglichst treu an den Wortlaut des Urtextes; sie ist bemüht, „den eigentümlichen Stil der Aetheria . . . auch für jene fühlbar zu machen, die des Lateins unkundig sind" (Nachwort des Übersetzers, S. 272). Trotzdem liest sich der deutsche Text nicht unangenehm. In der Übersetzung der Einleitung fiel folgende Formulierung auf: „Mehrere Basiliken . . . wurden der Freigebigkeit der Kaiserin Helena . . . verdankt" (17); ferner „Vigilie" statt des gebräuchlichen „Vigil" (62). Die Zisterzienser von Wilhering machte der Übersetzer zu Benediktinern (272).

Wels (OÖ.) Dr. Peter Eder

Maranatha. Adventsgebete aus Ravenna. Übertragen und eingeleitet von Wilhelm Schmidt. (90.) Wien 1958, Verlag Herder. Pappbd. S 32.—. Bibliophile Ausstattung.

Ein kleines Kunstwerk hat hier der Herausgeber und Übersetzer geschaffen. Einer beachtlichen Zahl von Adventsgebeten aus dem ehrwürdigen Rotulus von Ravenna, einer jetzt in Mailand aufbewahrten Pergamenthandschrift aus dem 5. Jahrhundert, hat er mit großem Feingefühl deutsche Wortgestalt verliehen, soweit es überhaupt möglich ist, Bilder und daran anknüpfende Bitten zu übersetzen. Für das würdige, künstlerisch wertvolle Kleid des Werkes, das in die Reihe der schönsten Bücher 1958 aufgenommen wurde, muß man dem Verlag dankbar sein.

Linz a. d. D. Sr. Dr. M. Theresia Alpi

Das Mittelalter. Geschichte und Vermächtnis. Von Leopold Génicot. Ins Deutsche übertragen und mit einem bibliographischen Anhang versehen von Sophie Buchmayer. (467.) Mit 16 Kunstdrucktafeln. Graz 1957, Verlag Styria. Leinen S 186.—.

Der Verfasser, Professor an der Universität in Löwen, gibt auf 433 Seiten ein sehr anschauliches und lebensvolles Bild mittelalterlicher Geschichte. Es ist keine Herrschergeschichte, auch nicht in erster Linie eine politische Geschichte, sondern vor

allem eine Kulturgeschichte des Mittelalters. Mit französischem Esprit überschreibt er die Hauptteile seines Buches mit „Erwachender Tag" (Frühmittelalter), „Mittagshöhe" (Hochmittelalter), „Abenddämmerung" (Spätmittelalter) und „Solange eine abendländische Kultur besteht und eine christliche Kirche ..." (Schlußbetrachtung). Der Übergang von der Antike zum Mittelalter wird sehr eingehend behandelt. Der Hauptteil gibt ein umfassendes Bild vom mittelalterlichen Leben. Die Theologie nimmt eine zentrale Stellung ein und bildet das Ferment der Kultur. Ich bewundere die theologische und philosophische Erudition des Autors. Im Spätmittelalter löst sich allmählich die Verbindung von Theologie und Kultur und macht um 1450 einer Individualisierung aller Kulturbereiche Platz. In der Schlußbetrachtung werden die bleibenden Werte des Mittelalters behandelt.

An dem Werke Génicots ist seine Blickrichtung vom Westen her auffällig. Hauptland des Mittelalters ist ihm Frankreich, nicht Deutschland. Er stellt S. 261 den Satz auf: „Die Kultur des Mittelalters auf ihrer Höhe ist im wesentlichen eine französische Kultur." Das ist eine nationale Überspitzung. Paris war gewiß der Brennpunkt mittelalterlichen Geisteslebens. Auch gestehe ich der französischen Kultur gerne eine gewisse Priorität vor der deutschen zu. Es gibt aber auch eine eigene deutsche Kultur im Mittelalter. Ich erinnere an den deutschen Minnesang, die deutsche Kunst und die Blütezeit der deutschen Mystik im 14. Jahrhundert. Auch Albertus Magnus, der hauptsächlich in Deutschland lehrte, war ein Deutscher. Die deutsche Historik kann aber an dem Werke nicht vorübergehen. Génicot ist ein tiefgläubiger und kirchentreuer Katholik.

Schwanenstadt (OÖ.) Dr. Franz Neuner

Landschaft der Ewigkeit. Von Romano Guardini. (Dante-Studien, 2. Band.) (256.) München 1958, Kösel-Verlag. Leinen DM 14.80.

Die vorliegenden Studien, deren Entstehung sich über einen größeren Zeitraum erstreckt, wollen den Kenner von Dantes Dichtungen dahin bringen, in Dante einen im tiefsten Sinne christlichen Dichter und Denker zu erblicken, der aus ungeheurer Erfahrung aufsteigend die Verbindung des Zeitlichen, Faßlichen mit dem Ewigen visionär dargestellt hat, nach dem Vorbild der Menschwerdung des Logos. Das setzt allerdings eine gründliche Kenntnis der Vita nuova und Divina Commedia, womöglich im Originaltext, voraus. Bei der Zusammenstellung ließen sich Wiederholungen und Ungenauigkeiten nicht ganz vermeiden. An Wortbilder wie „Verleiblichungswille", „Aufgipfelung des Lebens" muß man sich gewöhnen.

Wien Dr. Adolf Kreuz

Politische Heilige und katholische Reformatoren. Fünfzehn Lebensbilder von Gisbert Kranz. (423.) 16 Bildseiten. Augsburg 1958, Verlag Winfried-Werk. Leinen DM 18.50.

Verba movent, exempla trahunt! Das gilt auch von diesem Buch. In fesselnder Darstellung werden uns die Lebensbilder vorbildlicher „politischer Heiliger" geboten. Brigitte von Schweden und Katharina von Siena, die zu ihrem Schmerz den avignonensischen Aufenthalt der Päpste erdulden mußten; das Mädchen von Orléans, zuerst am Scheiterhaufen der Ketzer verbrannt und dann von der Kirche zur Ehre der Altäre erhoben; Nikolaus von Kues, der „Pförtner der Neuzeit", vor dessen Grabtafel in S. Pietro in Vincoli zu Rom wir ebenso ergriffen stehen wie vor dem von ihm gegründeten Hospiz an der Mosel, das bisher alle Wirrnisse der Zeiten überdauert hat; Klaus von der Flüe, Familienvater, Einsiedler, Retter seiner Heimat; Savonarola, der strenge Sittenprediger von Florenz, zweifellos bona fide; Lordkanzler More, der den Tod der Untreue gegenüber der Religion seiner Väter vorzog; Ignatius von Loyola und Theresia von Avila, beide Bannerträger innerkirchlicher Erneuerung, voll heißer spanischer Glut; Philippus Neri, der fröhliche „Reformator vor der Reformation", und Karl Borromäus, einmal ein Beispiel für segensreichen Nepotismus; im 17. Jahrhundert dann noch die so sympathische Maria Ward, die einen neuen Weg gewagt hat; Bischof Sailer, der auch in der Bitternis der Verkennung und Zurücksetzung innerlich noch reifer wurde; Kardinal Newman, dessen Geist — Gott sei Dank — in einem Teil des heutigen englischen Katholizismus noch fortwirkt, und Ozanam, der Apostel der Nächstenliebe.

Auf Grund gedruckter Quellen und vor allem an Hand der bis zu den neuesten Publikationen durchgesehenen Literatur entstand hier eine herrliche Sammlung voll

packender Lebenskraft. Dieses populär-wissenschaftliche Werk wird sich verdienterweise den Zugang zu breiten Schichten erobern, auch wenn die Schreibweise der Namen sich jeweils nach der Nation des Helden richtet (ausgenommen beim Gründer der Societas Jesu, der sonst konsequenterweise Iñigo de Loyola genannt werden müßte).

Linz a. d. D. DDr. Josef Lenzenweger

Spital am Pyhrn in Oberösterreich. Hospital und Kollegiatstift; dessen innere Verfassung und dessen juridische Beziehungen zum Hochstift Bamberg. Eine rechtsgeschichtliche Untersuchung. Auctore Petro Gradauer. Dissertatio ad Lauream in Facultate Iuris Canonici Pontificiae Universitatis Gregorianae. (XVI u. 200.) Linz 1957.

1957 feierte das Bistum Bamberg seinen 950jährigen Bestand, und beim Kollegiatstift Spital am Pyhrn waren 150 Jahre vergangen, seit es das traurige Schicksal der Auflösung erlitten hatte. Diese zunächst als Hospital gedachte Gründung war durch Jahrhunderte mit dem Hochstift Bamberg verbunden gewesen, wie der Verfasser in seiner vorliegenden Arbeit mit gewissenhafter Genauigkeit für die einzelnen Perioden der Geschichte aufzeigt.

Um uns diesen Zusammenhang verständlich zu machen, werden wir zuerst mit der Gründung und Rechtsstellung Bambergs vertraut gemacht, und im nächsten Abschnitt werden die Entstehung und die Rechtsverhältnisse des 1190 durch Bischof Otto II. von Bamberg eingerichteten Spitals am Pyhrn dargelegt. Erst im ausgehenden Mittelalter wurde dieses Haus in ein Kollegiatstift weltlicher Chorherren unter einem Dechant umgewandelt. An die Spitze dieses Konvents trat 1605 ein Propst. Spital konnte selbst den josephinischen Klostersturm überstehen; nicht zuletzt verdankt es dies dem geschickten Auftreten seines Vorstehers. Doch als aus dem ehemals vorderösterreichischen St. Blasien im Schwarzwald die Mönche ausgesiedelt wurden, räumte ihnen Kaiser Franz die Gebäude des durch ihn aufgelösten Kollegiatstiftes Spital am Pyhrn als neue Heimstätte ein. Die Ereignisse und rechtsgeschichtlichen Zusammenhänge dieser Entwicklung zeigt der Verfasser auf Grund umfangreicher archivalischer Nachforschungen in der vorliegenden Studie auf, die als Dissertation zur Erreichung des kanonistischen Doktorgrades an der Gregoriana approbiert wurde.

Es müssen der besondere Fleiß und die Mühe anerkannt werden, die darauf verwendet wurden, die zahlreichen Bestände des Stiftes wieder aufzuspüren, die heute weithin zerstreut sind. Der Hauptteil befindet sich zwar im Oberösterreichischen Landesarchiv zu Linz, einige Urkunden aber landeten im Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien, ein Kopialbuch und ein Nekrologium liegen zu St. Paul im Lavanttal, wohin bekanntlich die Benediktiner aus St. Blasien schließlich übersiedelt sind. Die „Passauer Akten" des Linzer Ordinariates standen natürlich ebenso zur Verfügung. Vor allem aber waren es auch die umfangreichen Bestände des ehemals bischöflichen bzw. domkapitelschen Archivs zu Bamberg, die heute im dortigen Staatsarchiv sowie im Ordinariatsarchiv und zum Teil auch im Bayerischen Hauptstaatsarchiv München liegen. Den römischen Studienaufenthalt nützte der Verfasser auch für die Einsichtnahme in die Lateranregister, für deren Durchforschung ihm das Repertorium Germanicum, Neue Folge, Band II, richtunggebend war. So ist diese in erster Linie natürlich kanonistische Abhandlung auch zu einem wertvollen Beitrag für die Erforschung der oberösterreichischen Lokalgeschichte und überhaupt der Rechtsstellung der Kollegiatkirchen geworden, den wir dankbar aufgreifen wollen.

Linz a. d. D. DDr. Josef Lenzenweger

Geschichte der katholischen Kirche in Togo. Von Karl Müller S.V.D. (Veröffentlichungen des Missionspriesterseminars St. Augustin, Siegburg, Nr. 4.) (574.) 16 Seiten Bildtafeln, 1 Karte. Kaldenkirchen, Rhld., Steyler Verlagsbuchhandlung. Kart. DM 28.—.

In vorliegendem Werk spürt man, wie sich der Verfasser zum Darsteller dessen machen wollte, was war und wie es war. Er tat es wie ein empfindsamer Künstler, der aus der spröden Materie das in ihr verborgene Kunstwerk herausschälte. Diese Leistung ist das ganz persönliche Verdienst des Autors. Dabei werden die durch strenge Wissenschaftlichkeit gesteckten Grenzen niemals überschritten. Da die Arbeit so einerseits vom Leben und anderseits von künstlerischen und wissenschaftlichen Prinzipien in gleicher Weise geformt erscheint, ist sie sowohl für den Historiker und Methodiker wie den praktischen Missionar und Missionsfreund wertvoll.

Der Verfasser erhielt die Aufgabe gestellt, die Geschichte der katholischen Togo-Mission im ehemaligen gleichnamigen deutschen Kolonialgebiet Westafrikas darzustellen. Die Arbeit behandelt daher zwei Epochen. Die erste von 1892 bis 1918, jene, in der die Steyler Missionare in Togo wirkten. Die zweite von 1918 bis heute — die Periode der Arbeit der Missionare von Lyon.

Es ist verständlich, daß der Verfasser den Spuren der eigenen Mitbrüder in Togo mit Liebe und Sorgfalt nachgeht. Die Ereignisse werden mit möglichster Exaktheit festgehalten, ob es sich nun um den missionarischen Alltag oder um missionsstrategisch wichtige Überlegungen tüchtiger Missionsoberer handelt. Fehler werden nicht übersehen und beschönigt. Menschliche Schwächen werden klar, aber bei aller Wahrhaftigkeit doch wohlwollend und schonend dargestellt. Mit derselben unbestechlichen Sachlichkeit und Liebe wird aber auch die Arbeit der Lyoner Missionare geschildert.

Wenn heute aus dem winzigen Samenkorn zwei blühende Gebiete, in denen bereits die Hierarchie errichtet wurde, geworden sind mit zusammen 180.000 getauften Christen und 20.000 Taufbewerbern, wenn die Zahl der einheimischen Priester wächst, wenn einheimische Ordensleute zum Troste der Kirche heranwachsen, wenn ein einheimischer Laienstand vorhanden ist, auf den sich die Kirche verlassen kann, so ist damit der Grund zu einer Kirche gelegt, die in der Zukunft die christliche Grundlage eines blühenden Volkes garantiert. Also sind die Opfer mehrerer Missionarsgenerationen nicht umsonst gebracht.

St. Gabriel-Mödling b. Wien P. Joh. Bettray S. V. D.

The Religion of Divine Wisdom. Japan's most powerfull Religious Movement. Henry van Straelen. (237.) Kyoto 1957, Veritas Shoin. Y. 900.—.

In diesem Werk wird die „mächtigste religiöse Bewegung Japans" vorgeführt, der Millionen Menschen in und außerhalb Japans angehören. Die „Religion der göttlichen Weisheit" — Tenrikyo fühlt sich mit einer Sendung gegenüber der Welt betraut, der wir Christen ehrlich, ja ehrfürchtig begegnen müssen. Die 14.000 Gotteshäuser und 90.000 eifrigen Prediger der Lehre in Japan, die ständig wachsende Zahl der Gläubigen beweisen ihren ungeheuren Einfluß. Durch persönliche freundschaftliche Beziehungen zu namhaften Vertretern des Tenrikyo kam der Verfasser zu der Erkenntnis, daß es sich in diesem System nicht um die Passivität und Hilflosigkeit ostasiatischer Religionssysteme gegenüber den modernen Problemen handelt, sondern um eine klare Aufgeschlossenheit und ausgezeichnete Kenntnis zeitgenössischer Philosophie und Theologie, die sich im praktischen Leben auswirken. Eine Bibliothek von 500.000 Bänden im Zentrum des Tenrikyo, die laufend mit modernsten Neuerscheinungen ergänzt wird, zeugt von eifriger, aufgeschlossener Arbeit.

Der Verfasser und seine Tenri-Freunde beklagen die mangelnde Kenntnis der Lehre in der westlichen Welt. In der vorliegenden Arbeit wird der Versuch unternommen, eine abgewogene, selbständige, objektive und vollständige Darstellung der Lehre zu bieten. Der Verfasser ist als erster in der Lage (2. Kap.), einen genauen Stammbaum der Gründerin des Tenrikyo, Nakayama Miki (geb. 2. Juni 1798), zu geben. Miki heiratete mit 13 Jahren und lebte ein frommes, vom Buddhismus geprägtes Leben. Vom 41. Lebensjahre an hatte sie Offenbarungen (1838). Sie wurde „Tempel Gottes und Mittlerin zwischen Gott und den Menschen". Im Verlaufe ihres weiteren Lebens bildeten sich die späteren Elemente des Tenrikyo allmählich heraus. Sie starb am 26. Jänner 1887.

Nach einem geschichtlichen Kapitel (3) über das Werden des Tenrikyo ist das 4. Kapitel über seine Grundlehren für den Missionar und Religionswissenschaftler von besonderer Bedeutung. Grundlegend ist die Lehre vom Ursprung der Welt, die in ihrer phantastischen Ausschmückung nicht eindeutig monotheistisch, eher polytheistisch und pantheistisch ist und mit nationalistischen Tendenzen arbeitet. Heute ist man sich im Tenrikyo der Schwäche der Schöpfungslehre bewußt. Leid und Krankheit stammen aus der Nichtbefolgung des Willens Gottes. Auch in dieser Lehre steht man dem Pantheismus zumindest nahe. Es gibt acht Arten von Sünde. Sünde ist etwas Äußerliches, ein Staub, der uns nur oberflächlich berührt. Ein Zentraldogma der Gründerin ist die Lehre von der Reinkarnation, die heute aber fast fallengelassen worden ist. Die folgenden Kapitel handeln über den „Heilsweg", über das „Frömmigkeitsleben des Tenrikyo", über die praktische Religiosität im Leben. Wertvoll ist die „Dogmatische

Blumenlese des Tenrikyo" aus seinen drei Heiligen Schriften. Für den Katholiken ist das 9. Kapitel „A christian look at Tenrikyo" von Wichtigkeit, in dem bei vollem Wohlwollen des Verfassers klar der Eklektizismus und Relativismus der Lehre herausgestellt wird.

Der Verfasser benützt dieses Kapitel, um seine eigene, nicht unbestrittene Stellung in religiösen Anpassungsfragen darzulegen. Es darf die Frage gestellt werden, die zugleich konstruktive Lösung sein will, ob die im Westen gewordene katholische Religion ihre westlichen Formen in Ostasien wirklich ablegen muß. Darf sie das überhaupt, wenn man die heutige Weltlage bedenkt und berücksichtigt, daß das westliche Kleid der Kirche doch immerhin bestes Geistesgut des Westens ist? Wird durch diese Begegnung des Besten aus dem Westen mit dem authentisch Guten des Ostens nicht eine höhere Synthese zustande kommen, die eine beiderseitige Höherführung durch gegenseitige Befruchtung darstellt? In einem Schlußkapitel (10) legt der Verfasser einsichtige Gründe für das starke Wachsen des Tenrikyo vor. Eine ausgewählte religionswissenschaftliche Bibliographie, Angabe von Zeitschriften, Publikationen des Tenrikyo und des Autors beschließen das nach innen und außen gleich glänzende Werk.

St. Gabriel-Mödling b. Wien P. Joh. Bettray S.V.D.

Fundamentaltheologie

Warum Religion? Die natürlichen Grundlagen des Gottesglaubens. Von Josef de Vries S. J. (110.) Berlin 1958, Morus-Verlag. Kart. DM 3.80, Leinen DM 6.40.

Das neue kleine Buch des bekannten Pullacher Philosophen ist aus einer Aufsatzreihe hervorgegangen, die kürzlich im „Petrusblatt", der Westberliner katholischen Kirchenzeitung, erschienen war. Dies verrät schon seine Aktualität. Es geht um knappe, solid begründete, allgemein verständliche und zugleich ganz lebensnahe Antworten auf Fragen, die heute brennend im Mittelpunkt der weltanschaulichen Auseinandersetzung mit dem materialistischen Atheismus stehen. Die Kapitel lauten: Welt und Gott, Mensch und Gott, Die Religion als das bewußt gelebte Verhältnis des Menschen zu Gott, Natürliche und übernatürliche Religion. Die Schrift empfiehlt sich besonders als guter Behelf für Schulungsrunden von Männern und Jungmännern. Recht nützlich ist der im Anhang gebrachte „Literarische Wegweiser". Er macht auf die besten greifbaren ausführlicheren Bücher zu den einzelnen Fragekreisen aufmerksam und kennzeichnet sie jeweils kurz und treffend.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Die Flucht vor Gott. Von Max Picard. (151.) (Herder-Bücherei, Bd. 18.) Freiburg 1958, Verlag Herder. DM 2.20, sfr 2.55, S 15.—.

Der Verfasser, heute ein Siebziger, stammt aus Deutschland, war ursprünglich Arzt und lebt nun seit langem als Kulturphilosoph im schweizerischen Tessin. Vorliegendes Buch war bereits 1935 im Zürcher Rentsch-Verlag erschienen. Es hat durch die inzwischen über uns gekommenen schweren Zeitereignisse an Aktualität nichts eingebüßt, sondern nur gewonnen. In steigender Spannung erstehen vor dem Leser all die vielfältigen Möglichkeiten einer Flucht des Menschen vor Gott und — wie Gott dennoch unentrinnbar bleibt. Man muß dem Herder-Verlag danken, daß er diese kostbare Gabe nun um so billiges Geld weitesten Kreisen zugänglich gemacht hat.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Der Gott der Heiden, der Juden und der Christen. Von Jean Daniélou. Übersetzt von Hans Broemser. (199.) Mainz, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 12.50.

Weder der deutsche Titel noch der des französischen Originals (Dieu et Nous) vermag den reichen Inhalt dieses kostbaren Büchleins genau wiederzugeben. Was der geistreiche Verfasser bietet, ist nichts Geringeres als eine Darstellung der verschiedenen Grade der Gotteserkenntnis, zu denen der Mensch gelangen kann. Zuerst wird der Gottesbegriff der heidnischen Religionen untersucht — den Ausdruck Naturreligion lehnt der Verfasser aus guten Gründen ab — und der positive Gehalt, der darin verborgen ist, herausgeschält. Das Kapitel „Der Gott der Philosophen" bringt eine Analyse des Gottesbegriffes der natürlichen Theologie. Es ist das Vorrecht des Franzosen, in der Kühnheit fast schroffer Aussagen „das Unsägliche säglich zu machen"; wo böte sich eine bessere Gelegenheit hiezu als auf dem Felde der natürlichen Gotteserkenntnis, das von

jeher ein Kampfplatz der Geister war, da der philosophische Gottesbegriff das Wesen Gottes, wie es wirklich ist, nicht erreichen kann (S. 54). Darum bereitet gerade dieses Kapitel dem Leser einen außergewöhnlichen Genuß. Im weiteren steigen wir auf zum Gott des Glaubens, worunter der Gott der Offenbarung des A.T. gemeint ist, dann zum Gott Jesu Christi, d. h. der ntl. Offenbarung, zum Gott der Kirche, die ja als Verkünderin der Offenbarung im Laufe der Jahrhunderte durch ihre Formulierungen unsere Gotteserkenntnis vervollkommnet hat. In einer Polemik gegen Oskar Cullmann weist der Verfasser nach, wie auch die mündliche Überlieferung und das unfehlbare Lehramt der Kirche ihren Beitrag zur Gotteserkenntnis gegeben haben. In dem Kapitel „Der Gott der Mystiker" gelangt er zur Spitze der Gotteserkenntnis, die dem begnadeten Menschen in diesem Leben erreichbar ist. Hier weiß er so Wesentliches zu sagen, daß die Begegnung mit diesem Buche eine Gnade genannt werden kann. Überhaupt ist die Darstellung und Ausdruckskraft in dem Werke von einer solchen Eindringlichkeit und Dichte, daß in dem schmalen Bändchen mehr zu finden ist als sonst in dickleibigen Werken. Wenn zum Schluß noch ein Kapitel „Der Gott der Seligen im Himmel" folgte, wäre die Stufenleiter vollständig. Die Übersetzung ist meisterhaft und läßt den funkelnden Esprit des französischen Originals wenigstens ahnen. S. 122 soll es wohl Simeon statt Zacharias heißen.

St. Pölten (NÖ.) Dr. Karl Schmidt

Über die Wege Gottes. Von Henri de Lubac. Übersetzt von Robert Scherer. (358.) Freiburg 1958, Verlag Herder. Leinen DM 15.80.

Wieder ein Buch über die Gotteserkenntnis und wieder von einem geistvollen Franzosen geschrieben! Aber während P. Daniélou in seinem eben besprochenen Werk die Stufen der Gotteserkenntnis in großartiger Systematik aufbaut, bedient sich P. de Lubac einer mehr aphorismenhaften lockeren Darstellung. Er hat mit umsichtigem Fleiß das Schönste und Tiefste, was über Gott gesagt worden ist, aus allen Literaturen, vorab aus den Schriften der Kirchenlehrer, gesammelt, aber er weiß dies alles mit seinen eigenen Gedanken so zu verschmelzen, daß aus dem Buch doch ein wohlüberlegter Plan hervorleuchtet. Der Verfasser führt uns in die Problematik des Gottesbegriffes ein und entwirrt mit sicherer Hand die Mißverständnisse, die vielen den Weg zur Erkenntnis Gottes verrammeln, wenn er z. B. auf die Spannung zwischen Begriff und Idee hinweist und bemerkt, daß unsere Begriffe blaß und irreal wären, wenn in unserem Erkennen nicht „ein Grund von Intuition" wäre, der unserem begrifflichen Denken erst Wirklichkeitswert verleiht und es vollendet.

Das Buch ist die dritte, sehr erweiterte Auflage eines Bändchens „De la connaissance de Dieu", das unter dem Titel „Vom Erkennen Gottes" 1949 in deutscher Übersetzung bei dem obengenannten Verlag erschienen ist. Der neue Titel des Werkes „Sur les chemins de Dieu" sollte in unserer Sprache wohl sachlich richtiger lauten „Über die Wege zu Gott". Vom rein sprachlichen Standpunkt aus ist auch die vom Übersetzer gewählte Fassung möglich. Der Franzose hört in seiner Sprache beides heraus, und vielleicht war diese Zwielichtigkeit des Titels vom Verfasser beabsichtigt. Im übrigen kann man der Übersetzung zum Lobe sagen, daß sie uns vergessen läßt, daß wir es mit einem theologischen bzw. philosophischen Werke zu tun haben. In einem sehr lesenswerten Nachwort setzt sich der Verfasser mit den Kritikern der früheren Auflagen auseinander, wobei er in feingeschliffenen Sätzen die Schwierigkeiten, denen sich unser Denken beim Gottesproblem gegenübersieht, in ihrer ganzen Tiefe aufgreift und ausdeutet. Der anspruchsvolle Leser wird besonders die dieser Auflage beigegebenen Literaturnachweise begrüßen, die mehr als ein Drittel des Buches umfassen. S. 218 soll es wohl Nikodemus statt Nathanael heißen.

St. Pölten Dr. Karl Schmidt

Glaubensbegründung. Christlicher Gottesglaube in Grundlegung und Abwehr. Von Johann Peter Steffes. Herausgegeben von Ludwig Deimel. I. Bd.: Methodische und geschichtliche Einführung. Anthropologische Grundlegung. Religionsphilosophie. (XXIV u. 639.) Mainz 1958, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 44.50; Subskriptionspreis DM 39.80.

Mit diesem Werk legt Deimel das wissenschaftliche Vermächtnis des durch eine Reihe von Publikationen bekanntgewordenen Münsterer Professors Steffes vor. Noch vor seinem überraschenden Tode 1955 hat Steffes die Korrekturbogen des ersten

Bandes selbst gelesen und den zweiten Band seines Lebenswerkes, der in Vorbereitung steht, bis in die letzten Teile abgefaßt. Man staunt nur, wie es möglich war, daß ein Mann diese Fülle von Fragen mit solcher Gründlichkeit und Literatureinsicht bearbeiten konnte.

Jahrelanges Bemühen führte bereits andere Fachmänner über die herkömmliche Form der Apologetik hinaus zu einer richtigen Fundamentaltheologie. Steffes hat mit seiner Arbeit dieser Wissenschaft einen neuen Rahmen gegeben und durch das sorgfältige Eingehen auf die Ergebnisse der einzelnen Disziplinen und brennenden Zeitfragen auch ein neues Fundament. Dies rechtfertigt auch den neuen Titel: „Glaubensbegründung".

Der Verfasser beschäftigt sich im ersten Teil des vorliegenden Bandes mit der Möglichkeit und Notwendigkeit, der Methode und dem geschichtlichen Verlauf der Glaubensbegründung. Im zweiten Teil unterzieht er das religiöse Phänomen im Menschen, bei den Völkern und in der Geschichte einer gründlichen Untersuchung. Dabei wird eine Fülle von Fragen und Problemen, z. B. über die Konstitution, den Ursprung und die Entwicklung des Menschen usw. erörtert. Der dritte Teil bringt eine weitausholende Konfrontierung zwischen Gottesglauben und Philosophie. Der religiöse Akt selbst, der Gottesglaube in Ursprung, Begründung und Beziehung zur Psychologie und Philosophie wird eingehend behandelt.

Im zweiten Band wird ebenfalls in drei Teilen die Theorie der Offenbarung, die christliche Offenbarung mit Christus als lebendigem Mittelpunkt und abschließend die Kirche behandelt. Damit haben wir dann eine weitgespannte und durch die Art der Problemstellung und Fragenbehandlung neue Form der Fundamentaltheologie vor uns, vielleicht die letzte einheitliche dieser Art. Eine Weiterführung läßt sich wohl nur mehr in Einzelfragen oder von einem Team bewältigen. Dazu regt die reiche Literaturangabe an. Wir sind dem Verfasser für dieses Lebenswerk besonders dankbar.

Linz a. d. D. DDr. Alois Gruber

Unsere Sorge der Mensch, unser Heil der Herr. Ein Taschenbuch zum geistigen Ringen der Zeit. 22 philosophische und theologische Beiträge von Hugo Aufderbeck, Alfred Bengsch, F. J. Eilers, E. Filthaut, Heinz Fleckenstein, Heinrich Fries, Joachim Giers, Otto Groß, Wilhelm Heinen, Paul Mianecki, Hubert Muschalek, Erich Puzik, Hugo Rahner, Herbert Roth, Georg Siegmund, Josef de Vries, Hans Wirtz. (256.) Berlin 1958, Morus-Verlag. Kart. DM 2.20.

Diese Schrift in Taschenbuchformat wurde den Teilnehmern am 78. Deutschen Katholikentag als Weggeleit gewidmet. In 22 philosophischen und theologischen Beiträgen wird von Wissenschaftlern und Seelsorgern zu aktuellen Problemen der Gegenwart Stellung genommen. In vier Kapiteln — Gott und der Mensch, Der Mensch, Der Mensch und die Geschichte, Der Mensch und die Gegenwart — wird eine klare und überzeugende Glaubensschau geboten. Der Mensch als Geschöpf Gottes soll der Herr der übrigen Schöpfung sein und das Antlitz der Erde gestalten, doch kann er in den innerweltlichen Aufgaben allein seine letzte Erfüllung nicht finden; erst in Gott und in der Anteilnahme am göttlichen Leben wird er vollendet. In diesen Offenbarungswahrheiten findet der Mensch auch den Maßstab für seine Lebensgestaltung, für seinen persönlichen Weg und für sein Verhalten zu den Mitmenschen, zur Gemeinschaft, zur Geschichte und zu Gott.

Durch Hinweise auf Fachliteratur gibt die Schrift dem gebildeten Leser Anregung zur Vertiefung seines Wissens und durch die populärwissenschaftlichen Beiträge auch dem schlichten Leser kurze und doch klare Antworten auf so manche Fragen des Lebens im materialistischen Zeitalter des Fortschrittsglaubens. Ein empfehlenswerter Behelf für Laienredner in der Katholischen Aktion, für den Religionsunterricht in Haupt- und Berufsschulen und auch für Jugendführer(innen).

Linz a. d. D. Josef Schreiberhuber

Sie gaben Zeugnis. Christusbekenntnisse aus zwei Jahrtausenden. (176.) Von Anton Gundlach. München 1958, Verlag J. Pfeiffer. Kart. DM 4.50.

Dieses Büchlein ist der kleinere Bruder des im gleichen Verlag vom gleichen Autor bereits in 3. Auflage herausgegebenen Buches „Zeugnis für Christus". Es bringt eine Auswahl von Zeugnissen für Christus und sein Werk von den Tagen der Apostel bis

zur Gegenwart; Heiden, Juden, Kirchenväter, Martyrer, Wissenschaftler, Katholiken und Protestanten kommen zu Worte.

Da bei der Jugend erfahrungsgemäß Erlebnisse und persönliche Bekenntnisse großer Menschen mehr ansprechen und tiefer wirken als wissenschaftliche Darlegungen, ist dieses Büchlein ein Behelf für Unterricht und Predigt, für jeden gläubigen Christen aber ein Weg zur Vertiefung und Verinnerlichung.

Linz a. d. D. Josef Schreiberhuber

Dogmatik

Die Lehre von der Menschwerdung und Erlösung. Von Johannes Brinktrine. (280.) Paderborn 1959, Verlag Ferdinand Schöningh. Brosch. DM 15.50, Leinen DM 18.50, Theologenausgabe DM 15.15.

Wie alle bisherigen Bände der Brinktrine-Dogmatik verdient auch der vorliegende volles Lob. Sowohl Theologiestudenten als auch Laien, die sich theologisch weiterbilden wollen, besitzen hier eine Glaubensdarstellung, die in ihrer sachlich nüchternen, begrifflich klaren und durch und durch kirchlich orientierten Art vorzüglich geeignet ist, beim systematischen Aufbau und Studium ihres Glaubens die zwei wichtigsten Fundamente zu vermitteln: Klarheit und Sicherheit.

Wenn „Wünsche" angemeldet werden dürfen, so wären es vielleicht diese: die zu wenig hervorgehobene Bedeutung der Inkarnation für die objektive Erlösung, die Einengung der Erlösungstat Christi auf sein Handeln als Priester, die Reihung der Lehre vom Kreuzesopfer hinter die Lehre von der stellvertretenden Genugtuung, das Nichterwähnen der Schwierigkeiten, welche gegen die vom Verfasser vertretene Lehre von der physischen Wirksamkeit der Erlösung sprechen, die Darstellung der substantiellen Heiligkeit Christi auch als ethischer Heiligkeit, die etwas summarische Ablehnung neuerer Versuche, das Wesen der Himmelfahrt Christi genauer zu fassen, das häufige Zitieren von uns Gegenwärtige weniger berührenden Fragen und Antworten früherer Theologen.

Linz a. d. D. Dr. E. Schwarzbauer

Kurzer Traktat der Marianischen Theologie. Von René Laurentin. Übersetzt von Georg Englhardt. (214.) Regensburg 1959, Verlag Friedrich Pustet. Kart. DM 9.50, Leinen DM 12.—.

Diese Mariologie aus der Feder eines der ersten französischen Mariologen der Gegenwart ist es wert, daß sie von jedem Priester und Seelsorger angeschafft und durchgearbeitet wird. Ihre wichtigsten Vorzüge sind die straffe Knappheit und Kürze, ihre umfassende Sachkenntnis und Vollständigkeit bis zu den neuesten Problemen unserer modernen marianischen Bewegung, die meisterhafte, leicht lesbare Darstellung und nicht zuletzt die neuartige Anlage des Werkes, derzufolge zuerst die geschichtliche Entfaltung der Marien-Lehre und hierauf die Entwicklung des Marien-Lebens von der Unbefleckten Empfängnis bis zur Aufnahme in den Himmel und zur Wiederkunft des Herrn geschildert wird. Es ist oft nicht leicht, im Strömen und Fließen der marianischen Bewegung unserer Tage „zuwenig" und „zuviel" in gleicher Weise zu meiden. Hier werden wahre und echte Maßstäbe geboten.

Linz a. d. D. Dr. E. Schwarzbauer

Zur Theologie des Todes. Mit einem Exkurs über das Martyrium. Von Karl Rahner. (Quaestiones disputatae. Herausgegeben von Karl Rahner und Heinrich Schlier, Bd. 2.) (106.) Freiburg 1958, Verlag Herder. Brosch. DM 5.80.

Der Verfasser gibt der Schrift den Titel „Zur Theologie des Todes". Er will also nicht eine Gesamttheologie bieten, sondern einzelne Fragen erörtern. Im ersten Teil behandelt er den Tod als allgemeine menschliche Erscheinung, im zweiten Teil den Tod als Folge der Sünde, im dritten Teil den Tod als ein Mitsterben mit Christus. Daran schließt sich in Anwendung der erörterten Gedanken ein Exkurs über das Martyrium (S. 73—106).

Ausgangspunkt ist jeweils die gesicherte Lehre der Kirche. Von da aus erschaut Rahners Genie Möglichkeiten, Beziehungen, Probleme von einer Kühnheit, die ebenso überrascht wie fasziniert. Wo landläufige Theologie sich zufrieden gibt, furcht Karl Rahner um eine Spanne tiefer. So erörtert er S. 20 bis 26 die wahrhaft ungewöhnliche

Frage, ob die Seele im Tode akosmisch oder vielleicht doch allkosmisch wird. Ob sie, die lebenslang auf den Leib bezogen war, nunmehr etwa eine Beziehung zur Gesamtheit der stofflichen Welt eingehe. Er versucht die allkosmische Bezogenheit mit Argumenten philosophischer und theologischer Art glaubhaft zu machen. Als Ausdruck der im T de beginnenden Allweltlichkeit vermutet er den verklärten Zustand des Auferstehungsleibes. Andere interessante Fragen: Trennt sich die Seele vom Leib oder wird sie getrennt? Ist die Trennung ein Ergebnis des inneren Strebens nach Endgültigkeit oder ist es ein Geschehen, das ihr gegen ihr Streben zustößt?

Ist die Endgültigkeit ein Wesensmoment des Todes oder ist sie von Gott in positiver Anordnung frei mit dem Tode verknüpft? Tätigt der Mensch durch den Tod seine Endgültigkeit selber oder ist diese Endgültigkeit erst Folge der durch Gott gegebenen Seligkeit oder Unseligkeit? Ist die Verwerfung darum endgültig, weil der Mensch von sich aus im Tode seine Ablehnung Gottes zu einer endgültigen gemacht hat, oder will der Mensch darum nicht mehr zu Gott zurückkehren, weil Gott ihn verworfen hat?

Allen diesen Fragen merkt man eine objektiv gegebene Zielrichtung (vielleicht dem Verfasser gar nicht bewußt) an: Von Gott jede Möglichkeit eines Vorwurfes fernzuhalten, als wäre die Hölle nur wegen einer positiven, sachlich nicht unbedingt notwendigen Anordnung Gottes ewig. Nach dem Verfasser ist die Endgültigkeit der personalen Lebensentscheidung ein inneres Moment des Todes als der geistig personalen Tat des Menschen selbst. Wir schulden Karl Rahner Dank dafür, daß er für diesen erlösenden Gedanken seinen überragenden Geist einsetzt. Wie ist doch Karl Rahners Denken von explosiver Kraft! Vermutlich schaut er beim Konzipieren eines einfachen Gedankens sofort eine ganze Menge von ausstrahlenden Zusammenhängen, Möglichkeiten, Klärungsnotwendigkeiten, Einschränkungen usw. Und alle diese Ausweitungen, Klärungen und Einschränkungen will er gleich sprachlich unterbringen.

Daraus erklärt sich die manchmal fast ungeheuerliche Verfilzung seiner Diktion. Es ist belustigend, eine seiner oft riesenhaften Satzkonstruktionen aufzulösen. So liest man z. B. Seite 81 ein 22 Druckzeilen langes Satzgefüge, bestehend aus einem kurzen Hauptsatz, aus dem wie aus einer Pandorabüchse 11 Nebensätze herausquellen, in denen außerdem noch 5 Ellipsen friedlich eingebettet ruhen. Das ist Karl Rahners Stil, im ersten Lesen stellenweise fast unverständlich. Beim zweiten und dritten Lesen lockert sich das Gefüge und man erlebt Forscherfreuden, wenn plötzlich die ganze Kraft und Klarheit Rahnerschen Denkens offenbar wird. Leicht liest man ihn nicht. Man muß sich plagen. Dann aber hat man was davon.

Stift St. Florian Dr. Alois Nikolussi

Sie sind uns nahe. Ein Buch von den Armen Seelen. Von Gabriel d' Esquilino. (200.) Innsbruck 1958, Verlag Felizian Rauch. Leinen S 108.—.

Man nimmt dieses Buch mit einer gewissen Vorsicht zur Hand. Aber es unterscheidet sich doch vorteilhaft von einer bestimmten Art von Armenseelenliteratur und distanziert sich vor allem von den landläufigen Armenseelengeschichten. Seine Hauptaufgabe sieht der Verfasser in einer mehr volkstümlichen Darlegung der dogmatischen Lehre von Tod, Gericht, und besonders vom Fegefeuer. Er ist vermutlich nicht Fachtheologe und stützt sich hauptsächlich auf ältere Literatur. Einen zu strengen Maßstab darf man nicht anlegen. Der Autor bemüht sich um einen gehobenen Stil und spricht zum Teil eine dichterische Sprache, die freilich mitunter gekünstelt wirkt. Er wollte vor allem ein „Buch des Trostes" schreiben und auf die nie verstummende Frage Ungezählter Antwort geben: Was erwartet uns nach dem Tode? Priester und Laien werden das Buch besonders im Allerseelenmonat mit Nutzen lesen. Für letztere ist freilich manches schwer zu verstehen, von den lateinischen Fachausdrücken ganz abgesehen.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Moral- und Pastoraltheologie

Passiones. Ihr Wesen und ihre Anteilnahme an der Vernunft nach dem hl. Thomas von Aquin. Von P. Josef Jacob SVD. (St. Gabrieler Studien, Bd. XVII.) (XVI u. 104.). Mödling bei Wien 1958, St. Gabriel-Verlag. Kart. S 60.—, Halbleinen S 66.—.

In der modernen philosophisch-psychologischen Anthropologie spielt das menschliche Gefühls- und Gemütsleben eine besondere Rolle. Das Horten von Erfahrungen und phänomenologische Beschreibung allein genügen nicht mehr. Es braucht philosophisches Durchdenken dieser Gegebenheiten. Die Lehre des hl. Thomas von Aquin über die Passiones bietet hierfür nicht nur ein Beispiel, sondern auch eine Fundgrube tiefer Erkenntnisse und Zusammenhänge. Jacob gebührt das Verdienst, auf diese Fundgrube und Quellen nicht nur hinzuweisen, sondern sie auch zu erschließen. Zunächst klärt er mit Thomas den Begriff der Leidenschaft und zeigt ihre leiblichen und seelischen Komponenten auf. In einem weiteren Kapitel wird die Teilnahme des sinnenhaften Strebevermögens an der Vernunft untersucht, wobei im System der Leidenschaften die „muthaften Kräfte" (vis irascibilis) als der Vernunft näherstehend erkannt werden als die begehrenden. Da diese leiblich-animalischen Triebkräfte, die die Scholastik „passiones" nennt, nach dem hl. Thomas dienstbare Kräfte der sittlichen Person sind und wichtigstes Tugendobjekt, so wundern wir uns nicht, wenn er ihre Behandlung mitten in die allgemeine Morallehre hineinstellt, und wenn seine Erkenntnisse nicht nur für eine systematische Anthropologie, sondern auch für eine psychologisch gut fundierte allgemeine Moral von großer Bedeutung sind. Für diese und andere Aufgaben sei das klar aufgebaute Buch empfohlen.

Klagenfurt (Kärnten) P. Dr. Franz Pettirsch S.J.

Aurelius Augustinus, Der Nutzen des Fastens. Übertragen und erläutert von P. Dr. Rudolph Arbesmann O.E.S.A. (Sankt Augustinus, der Seelsorger. Deutsche Gesamtausgabe seiner moraltheologischen Schriften. Im Auftrage der Deutschen Provinz der Augustiner-Eremiten herausgegeben von P. Dr. Lect. Adalbero Kunzelmann O.E.S.A. und P. Dr. Lect. Adolar Zumkeller O.E.S.A.) (XXXVII u. 46.) Würzburg 1958, Augustinus-Verlag. Halbleinen DM 7.20.

Mit der Erleichterung des Fastengebotes ist leider auch das Verständnis für Sinn, Bedeutung und Notwendigkeit des kirchlichen Fastens arg zurückgegangen. Da wird zur richtigen Zeit diese Schrift, eigentlich ist es eine Predigt, des hl. Augustinus über den Nutzen des Fastens in einer exakten deutschen Übersetzung, versehen mit ausgezeichneten Beigaben und Erläuterungen, vorgelegt. Dem augustinischen Text vorausgestellt ist eine ausführliche Orientierung über Textüberlieferung, Ausgaben, literarische Form und Inhalt des Werkes „De utilitate ieiunii" (S. VII—XXXVII). Dem Inhalt nach zerfällt es in zwei Teile. Im ersten spricht der Bischof von Hippo über das eigentliche Fasten, das nicht als eine Verachtung der materiellen Speisen aufgefaßt werden darf, noch weniger einer manichäischen Leibfeindlichkeit entspringt, sondern einen Kultakt darstellt, der Gott nur von Menschen, nicht aber von den Engeln dargebracht werden kann. Im zweiten Teil (Kap. 7—13) behandelt Augustinus eine höhere Art des Fastens, das „Fasten von Häresie" und die daraus entspringende Eintracht, welche unter Christen herrschen soll. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß die vom Übersetzer gebotene Übersicht über die Fastenlehre des hl. Augustinus (S. XIX ff.) zugleich eine ganz treffliche Darstellung der kirchlichen Fastenpraxis zur Zeit des großen Kirchenlehrers und ihrer Entwicklung bis dorthin ist. Weil aber die Worte des heiligen Bischofs über den Nutzen des Fastens in unserer Zeit der Veräußerlichung der kirchlichen Fastenpraxis voller Bedeutung und Gültigkeit sind, so wird auch der Katechet und Prediger in diesem Büchlein Hilfen und Anregungen finden zur Behandlung des kirchlichen Fastengebotes.

Schwaz (Tirol) Dr. P. Leitner

Erneuerung der Seelsorgsformen aus der Sicht der frühen Patristik. Ein Beitrag zur theologischen Grundlegung kirchlicher Seelsorge von Professor Dr. phil. Karl Delahaye. (Untersuchungen zur Theologie der Seelsorge. Herausgegeben von Dr. theol. Franz Xaver Arnold, Bd. XIII.) (XII u. 196.) Freiburg 1958, Verlag Herder. Kart. DM 15.30.

Das heutige Bestreben, über die Probleme der Dialektik und Methodik hinaus sich wieder mehr au Wesen und Art der kirchlichen Seelsorge als Heilsvermittlung zu besinnen, veranlaßt eine Rückschau in die frühpatristische Zeit. Zu dieser pastoralgeschichtlichen Orientierung will der Verfasser einen Beitrag leisten (S. 2). Um es gleich zu sagen: es ist ein Beitrag von Wert und Interesse. Das Buch könnte auch mit

„Mater Ecclesia" überschrieben sein, zeigt es uns ja das Bild der jungfräulichen und zugleich mütterlichen Frau als Deutung der Kirche in ihrem seelsorglichen Wirken und ihren Lebensfunktionen in der Zeit der ersten drei christlichen Jahrhunderte. Damit ist schon angedeutet, daß diese pastoraltheologische Studie ob des Neuen, das sie bringt, und der vielen Anregungen, die sie bietet, in Seelsorgerkreisen sich Freunde gewinnen wird und nicht bloß als Dissertation, als welche sie von der Tübinger Theologischen Fakultät angenommen wurde, bewertet wird. Ein Blick auf die Inhaltsangabe des Buches bestätigt dies. Im ersten Hauptteil erörtert der Autor zunächst Sinn und Bedeutung des Bildes im antiken, biblischen und patristischen Denken, um dann über die inhaltliche Voraussetzung des Bildes der Mater Ecclesia zu sprechen. Indem er den ersten Spuren dieses Bildes in den Frühschriften des 2. Jahrhunderts nachgeht, kann er darauf verweisen, daß das Bild der Jungfrau als Ausdruck der Kirche „zum allgemeingültigen theologischen Sprachgebrauch des 2. Jahrhunderts gehört" (S. 41). Über die Entfaltung der Anschauung von der Mater Ecclesia in den Schriften der ersten großen Theologengeneration um die Wende des 3. Jahrhunderts informiert ein weiterer Abschnitt des Buches, dem sich die Ausführungen über „Das Symposion des Methodius von Philippi als Ertrag der frühpatristischen Anschauung von der Kirche im Bilde der Mutter" anschließen. Der zweite Hauptteil des Werkes trägt die allgemeine Überschrift „Die Kirche als Vermittlerin des Heiles im Bild der Mutter". Ausgezeichnet geschrieben ist schon der erste Abschnitt dieses zweiten Hauptteiles „Die frühkirchliche Anschauung vom Heilswirken Gottes", insbesondere Teil II: „Der heilschaffende Gott im Wort" (Das Wort der Verkündigung, das Wort in der Menschwerdung, das Wort im Geiste). Nicht weniger ansprechend sind die übrigen Kapitel über „die vermittelnde Aufgabe der Kirche innerhalb des göttlichen Heilswirkens" im Bilde der bräutlichen Frau, über die Kirche als Heilsgemeinschaft im Bilde der Mutter und über die „einzelnen Wirkformen der Kirche im Bilde des mütterlichen Dienstes". Wer das Buch gelesen hat, wird dem Verfasser recht geben, wenn er sagt: „Unsere pastoralgeschichtliche Deutung dieses Bildes (der Mater Ecclesia) vermag wohl in nicht unwesentlichen Fragen zu einer theologischen Besinnung kirchlicher Seelsorge unserer Tage mitzuhelfen. Denn auch in der gegenwärtigen Zeit, da die Christen wiederum in der Diaspora leben und von vielfältiger Macht bedroht sind, könnte von einem tieferen Verstehen der Kirche im Bilde der Mutter eine große Geborgenheit ausgehen" (192 f.).

Schwaz (Tirol) Dr. P. Pax Leitner

Handbuch der Pfarrseelsorge und Pfarrverwaltung. Von Otto Wimmer. (290.) Innsbruch-Wien-München 1959, Tyrolia-Verlag. Leinen S 78.—, DM u. sfr 14.—.

Anlaß zu dem vorliegenden Buche gab eine Anregung des Kardinalerzbischofs von Wien, DDr. Franz König, der dem Verfasser (Pfarrer in Hirschbach, Diözese St. Pölten) empfahl, „geistige Erkenntnisse und praktische Erfahrungen auf Grund einer fast zwanzigjährigen Pfarrertätigkeit weiterzugeben" (Vorwort). Es ist praktisch nicht möglich, auf so knappem Raum auch nur die wichtigsten Fragen der „Pfarrseelsorge und Pfarrverwaltung" mit der gebotenen Ausführlichkeit zu behandeln. Der Verfasser ist sich auch dieser Schranke bewußt. Unter Hinweis auf die vorhandene reiche Literatur wird die Verwaltung des Wortes und der Sakramente nur kurz behandelt. Nicht immer wird „das Wesentliche" dabei herausgegriffen; meist wird nur die eine oder andere Frage, die dem Verfasser besonders am Herzen liegt, besprochen. Von der Krankenölung handelt z. B. nur ein einziger Satz. Dafür ist in diesem Kapitel ausführlich vom „Einheitsbegräbnis" die Rede. Wenn der Verfasser S. 57 für die Spätfirmung plädiert („erst um die Zeit der Schulentlassung, gewissermaßen als Abschluß des Katechumenates in der Schule"), so kommt er in Gegensatz zu den geltenden kirchlichen Bestimmungen, die eindeutig die Frühfirmung verlangen. Zu S. 64 sei bemerkt, daß die Kirche aus guten Gründen auch auf eine möglichst einheitliche Gestaltung des Gottesdienstes außerhalb der hl. Messe bedacht ist (vgl. can. 1259). Die bestehenden Vorschriften wurden durch eine Mahnung des hl. Offiziums vom 14. II. 1958 eingeschärft.

Der Hauptakzent liegt, wie schon angedeutet, auf dem zweiten Teil, der „Pfarrverwaltung im weitesten Sinne". Hier werden u. a. mehr oder weniger ausführlich behandelt: Gotteshaus, Pfarrhaus, Pfarrheim, Friedhof, Pfarrkanzlei, pfarrliche Bücher, Pfarrarchiv, Pfründenverwaltung, Angestellte an Kirche und Pfarre, geistliche

Mitarbeiter, Laienmitarbeiter (Laienapostolat, Katholische Aktion), stumme Mitarbeiter (z. B. Anschlagtafel, Presse, Buch), die Technik als Mitarbeiter in (Film, Funk, Fernsehen), Seelsorgehilfen (Caritas, Mission, Wallfahrt). Nach Darlegung der allgemein gültigen Grundsätze werden bei der Behandlung der einzelnen Fragen die österreichischen Verhältnisse zum Ausgangspunkte genommen, die mutatis mutandis auch den Seelsorgern anderer Länder Anregungen geben möchten. Städtische und ländliche Verhältnisse finden die gleiche Berücksichtigung. Die angedeuteten Kapitel enthalten eine Fülle von praktischen Anregungen.

Manchmal kann man über die Zweckmäßigkeit der Anordnung des Stoffes verschiedener Meinung sein. Was S. 155 unter Berufung auf Schrott, Seelsorge im Wandel der Zeiten, über zusätzliche Predigten in der Fastenzeit und im Advent aus dem Tridentinum zitiert wird, ist dort nicht zu finden. Statt „Weihe" des Fleisches, der Eier, des Brotes (am Ostersonntag) sollte es besser „Segnung" heißen (zu S. 157). Der Ausdruck „Weihe" sollte der benedictio constitutiva vorbehalten bleiben. Ob die priesterlichen Nachbarn bei Besuchen fast ausschließlich Seelsorgeprobleme wälzen, ist zu bezweifeln (zu S. 195). Daß can. 131 an den monatlichen Zusammenschluß des Dekanats- oder Gebietsklerus durch Priesterkonferenzen denkt, ist nicht richtig (zu S. 195 f.). Der Kanon schreibt die sogenannten Pastoralkonferenzen vor, die „saepius in anno" (nach den Kanonisten vier- oder fünfmal) zu halten sind. Auch sprachlich wäre manches zu verbessern. Spendengaben (S. 87) ist ein Pleonasmus. Statt Jean d'Arc (S. 102) muß es „Jeanne" heißen. Die wenigsten Leser werden erraten, was Dachichsen sind (S. 107).

Den Schluß des Werkes bildet ein sehr reichhaltiger Literatur- und Zeitschriftennachweis und ein Sachregister. Der Verfasser verbindet gute Fachkenntnisse mit reicher Erfahrung und Zeitnähe. Er ist sehr belesen, auch in der neuesten Literatur, und führt umfassend und zuverlässig in die Agenden des Pfarrers ein. Sein erstes Werk „Handbuch der Namen und Heiligen" hat in kurzer Zeit eine 2., vermehrte und verbesserte Auflage erlebt. Diesen Erfolg wünschen wir auch dem neuen Buch.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Aszetik

Dein Herr und dein Meister. Kurze Episoden und Deutungen aus dem Leben des Herrn für Jungmänner. Von P. Engelbert Ming, Kapuziner. (92.) Luzern 1956, Rex-Verlag. Pappband sfr 6.—, DM 5.80.

Das Büchlein bringt kurze Begebenheiten aus dem Leben des Herrn im Wortlaut des Evangeliums und deren lebensnahe franziskanisch-schlichte Deutung für den Jungmann. Es stellt ihm Christi Vorbild lebendig vor Augen und bietet ihm seelische Bereicherung und innere Wegweisung zu echt christlichem Handeln. Auch vermag es im jungen Menschen das Verlangen zu wecken, sich immer mehr mit der Hl. Schrift zu beschäftigen. Es ist aber auch dem Jugendseelsorger ein brauchbarer Behelf für Kurzpredigt, Schule, Aktivistenrunde.

Mayrhofen i. Zillertal (Tirol) Josef Sterr

Franz von Sales, Über die Gottesliebe. Gedanken aus dem Traité de l'amour de Dieu. Mit einem Lebensbild des Heiligen von Reinhold Schneider. Ausgewählt und frei ins Deutsche übertragen von Elisabeth Nikrin. (Licht vom Lichte. Eine Sammlung geistlicher Texte. Neue Folge, Bd. IX.) Einsiedeln-Zürich-Köln 1958, Benziger-Verlag. Leinen sfr 8.60.

Reinhold Schneider zeigt in seinem meisterhaft gezeichneten Lebensbild den heiligen Franz von Sales als einen Menschen, der den Kern alles Gottliebens und Gottdienens in der Hingabe an die Forderung des Augenblicks erkennt. Dieser Hauptgedanke bestimmt auch weithin die Auswahl der Stücke aus dem berühmten „Traité de l'amour" des Bischofs von Genf. Wir erhalten so einen wertvollen und anziehenden Einblick in die Frömmigkeitshaltung des weltzugewandten Heiligen. Gerade dem tätigen Menschen unserer Zeit hat dieser Heilige viel zu sagen.

Linz a. d. D. Igo Mayr S. J.

Tage mit Gott. Von P. Beda Naegele O. Carm. D. (126.) Mit 8 Bildern nach Fra Angelico. Neue Auflage. München 1958, Verlag Ars sacra. Leinen DM 6.40.

Bücher, die ihre Lehre in die Form von kurzen Tagesgedanken geben, erfreuen sich großer Beliebtheit. Dem Kirchenjahr folgend, wird hier jede Woche unter einen religiösen Leitgedanken gestellt, für den ein „innerer Akt" und eine „Übung" angegeben wird. Fromme Innigkeit und praktisches Eingehen auf das Leben des Alltags zeichnen diese Tagesgedanken aus, die in so schöner äußerer Fassung dargeboten sind.

Linz a. d. D. Igo Mayr S.J.

Leben in Gottes Hand. Von Johannes Rosche S.J. (160.) Innsbruck-Wien-München 1959, Tyrolia-Verlag. Kart. S. 34.—, DM u. sfr 5.80.

Wie soll man dieses originelle Büchlein mit seinem etwas unbestimmten Titel charakterisieren? Vielleicht am besten als eine kurze moderne Laienaszetik, vor allem für Männer; sie enthält aber keine langen, langweiligen Abhandlungen, sondern besteht zumeist aus zugespitzten, fein geschliffenen Aphorismen, Fragen und Antworten, Anregungen, Hinweisen und Winken, wie man zu einem wirklich religiösen Leben kommen, es pflegen und vervollkommnen könne.

Schon die Überschriften der acht Hauptteile lassen Eigenart, Gedankengang und den reichen Inhalt erkennen: Denk gut von Gott! Nimm Christus wirklich! Bleib in Deiner Würde! Brich durch zur Größe! Beruhige Dich! Fülle Deinen Tag! Wäge, werte, baue! Wage den Schritt durch die Nacht! Ebenso eindringlich, zügig und packend sind auch die Untertitel der einzelnen Unterabschnitte wie etwa: Mit Ewigkeit messen! O diese Zunge! Will Gott nur Opfer? Nur keine Maschine! u. ä. Fast in jedem Abschnitt blitzt uns ein großer Gedanke entgegen, der zum Nachdenken aufruft und nachdenklich macht. Bisweilen sind es bekannte Gedanken, aber der Autor findet dafür eine geistreiche Formulierung, ein packendes Bild, einen anschaulichen Vergleich, sie uns näher zu bringen.

Der Verfasser bietet uns reiche Schätze, die er in jahrelanger Seelsorgserfahrung bei Männern gesammelt und durch eigenes Überdenken vertieft hat. Es ist eine kernige Frömmigkeit, die aufbaut auf der soliden Grundlage der Exerzitienaszese. Bisweilen stellt er Sätze hin, die sich ausnehmen wie Quadersteine. Ausführlich und geschickt wird auch das so schwierige Leidensproblem behandelt: In der Zange Gottes. Du bist nicht der Ärmste. Alles ist verbucht. Bei Glaubenszweifeln tröstet er: Solange du nichts von deinen geistlichen Übungen aufgibst, mußt du keine Sorgen haben. Das Rezept gegen Grübeleien: Beten, arbeiten, vertrauen!

Ein kleines, aber ungemein wertvolles Büchlein, für Betrachtung und geistliche Lesung überaus brauchbar, auch als Geschenk sehr passend. Richtig gebraucht, kann es manch anderes Buch ersetzen. Es wird keinen enttäuschen.

Linz a. d. D. Adolf Buder S. J.

Katechetik

Geschichte des Katechismus im Bistum Basel. Von August Berz. (Studia Friburgensia N. F., 25.) (XV u. 259.) Freiburg/Schweiz 1959, Universitätsverlag. sfr 16.—.

Für die Schweizer Katechismusgeschichte sind zwei Dinge bezeichnend: einmal, daß sie, anders als die von Österreich oder Deutschland, bis heute keinerlei Drang nach Vereinheitlichung zeigt — jede Diözese geht ihren eigenen Weg —, zum andern aber, daß doch bei aller Vielfalt ein Prinzip der Beharrung hochgehalten wird, sosehr, daß der Katechismus im Volksmund noch heute einfach „der Canisi" heißt.

Innerhalb dieses Rahmens verläuft auch die Geschichte der Baseler Katechismen, die durch Berz eine sorgfältige und liebevolle Darstellung gefunden hat. Dabei kann der Verfasser zunächst auf eine stolze Vorgeschichte hinweisen; denn im Bereich des Baseler Bistums liegen nicht nur schon um die Jahrtausendwende die katechetischen Bemühungen von St. Gallen, auch aus dem späteren Mittelalter enthält die Baseler Universitätsbibliothek, wie Berz eingehend nachweist, eine erstaunliche Menge von in Handschriften erhaltenen Erklärungen der damals geläufigen katechetischen Formeln. Auch die erst kürzlich ans Licht gezogenen Katechismen des Erasmus von Rotterdam sind durch Baseler Druckereien in die Öffentlichkeit hinausgegangen.

Die Geschichte eines eigenen Baseler Katechismus beginnt erst spät, nämlich erst 1778, nachdem durch zwei Jahrhunderte einfach Canisius maßgebend gewesen war, und zwar mit der durch den Bischof verfügten Einführung des österreichischen Katechismus von 1777, der aber schon 1789 durch einen eigenen Entwurf ersetzt

wurde. Eine strenge Einheit war damit nicht erreicht. Die Neuumschreibung des Baseler Bistums (1828) bringt mit den zugewachsenen Gebieten dann erst recht eine Vermehrung der Vielfalt, so daß noch 1859 das Wort fällt, es gebe fast ebensoviele Katechismen wie Religionslehrer (88). Neue Versuche um einen einheitlichen Diözesankatechismus, die 1846 und 1859 hinausgingen, scheiterten am Widerstand kantonaler Erziehungsbehörden, die einer Art Spätjosephinismus zu huldigen schienen. Durchdringen konnte erst der Katechismus von 1867, der im wesentlichen in der Übernahme des ja 1847 in der Schweiz entstandenen Buches von Joseph Deharbe S. J. bestand, das aber, um die Jesuitenfeinde nicht zu reizen, mit Unterdrückung des Verfassernamens und einigen nicht unglücklichen Änderungen erschien. Er ist seither mehrmals verbessert worden, zunächst in der Richtung der nun einsetzenden katechetischen Methodenbewegung, was ihm sogar einige Verbreitung über die Bistumsgrenzen hinaus eintrug (197). In der letzten Revision von 1947 hat man versucht, auch der großen Schwäche des Deharbeschen Katechismus, der vor allem auf Wissensvermittlung angelegt und als Pflichtenlehre aufgebaut ist, seiner „kerygmatischen Verkümmerung" (159), einigermaßen zu begegnen, indem man u. a. das Hauptstück von der Gnade unmittelbar an das vom Glauben angeschlossen hat. Die gründliche Studie schließt mit einem Anhang von Dokumenten und einer Bibliographie der Katechismen und der katechetischen Literatur des Bistums.

Innsbruck Jos. A. Jungmann S. J.

Schaubuch zum Katechismus. Eine Bildverkündigung von Lothar Schreyer mit 31 Zeichnungen von Albert Burkart und 38 Bildern aus zwei Jahrtausenden. (166.) 38 S. Bildtafeln. Freiburg 1957, Verlag Herder. Leinen DM 22.—.

Lothar Schreyer, der Verfasser der Schaubücher „Bildnis der Mutter Gottes" und „Sieger über Tod und Teufel", gibt mit seinem Schaubuch zum Katechismus eine notwendige Ergänzung zum gesprochenen und gedruckten Wort des Katecheten bzw. des Katechismus. Das Kind verlangt ja nach dem Bild, das seine Phantasie anregt. Ist nicht Jahrhunderte hindurch die bildliche Darstellung der heiligen Ereignisse in Mosaiken, Fresken und Glasgemälden der Katechismus des Volkes gewesen?

Der Verfasser verbindet mit der Absicht, den Katechismusstoff zu verdeutlichen, noch die, das Kind mit der Auffassung der verschiedenen Jahrhunderte bekannt zu machen, also auch eine Geschichte der christlichen Kunst zu bieten. Die Bildtafeln sind mit großer Sorgfalt ausgewählt. Leider treten so gläubige Perioden wie die christliche Antike oder die Barockzeit zugunsten der Romanik, Gotik und der Moderne zu sehr zurück. Auch die byzantinische Kunst hätte stärker herangezogen werden können. Hervorzuheben sind die 31 Zeichnungen, die Albert Burkart für den Erstentwurf des deutschen Einheitskatechismus geschaffen hat.

Nicht weniger Verdienst wie um die Zusammenstellung der Bilder hat sich der Verfasser um deren Ausdeutung gemacht; es sind wirklich in die Tiefe gehende Bildbetrachtungen. Die Bilder werden so ihrerseits zum Katecheten. Das Schaubuch ist Katecheten und Seelsorgern, aber auch den Eltern wärmstens zu empfehlen. Da der Herder-Verlag dem Buch eine vorzügliche Ausstattung gegeben hat, ist es auch für Geschenkzwecke bestens geeignet.

Rom Norbert Miko

Die Feier der heiligen Messe mit Kindern. Von Norbert Wenzel. (152.) Freiburg im Breisgau 1958, Seelsorge-Verlag. Leinen DM 5.40 — Sonderdruck: Gebete in Kindermessen. Gebetszettel zum Einlegen in die Liederbücher der Kinder. (8.) DM —.10.

Im ersten Teil werden Ratschläge gegeben für die Gestaltung der Kindermesse (K. M.): Sie soll individuell gestaltet werden nach den vorhandenen Gegebenheiten. Ausführlich bespricht der Vf. die „kindertümliche" Form, Wortinhalt, Liedauswahl und Beten sowie die Mitwirkung der Erwachsenen. Den Abschluß des ersten Teiles bildet die Fruchtbarkeit der K. M. Im zweiten Teil folgen Texte für die K. M. (71—147): 20 Schemata für die verschiedenen Feste und Festzeiten des Kirchenjahres. Diese Texte sind aber nicht für die Hand der Kinder bestimmt, sondern nur für den Vorbeter — das ist ein Vorteil; es erschwert die Abwechslung, wenn für jede Meßart ein Büchlein für jedes Kind gekauft werden muß. Das Kind erhält nur ein Art Ordinarium, das es zum Liedertext legt, dieses Ordinarium ist gleich für

alle Meßarten. Es hat auch den Vorteil, daß leicht Änderungen im Text vorgenommen werden können, weil das Büchlein nur in der Hand des Vorbeters ist. Wenn die Arbeitsgemeinschaft für Meßerziehung in Wien als Richtlinie aufstellt: kein ewiges Einerlei und kein planloses Vielerlei, so wird dieses Büchlein diesen Forderungen gerecht. Auch die Gemeinschaftsfeier wird leichter ermöglicht, weil das Ordinarium die Texte geläufig macht und doch Abwechslung ermöglicht wird durch den Wechsel der Gebete des Vorbeters.

Einige Wünsche! Man sagt nicht Evangelium des, sondern nach; es ist doch die Frohe Botschaft Jesu und nicht des Evangelisten. (S. 19.) Auch in den Meßtexten wäre dies zu ändern. Macht man beim Weggang von der heiligen Kommunion nur eine leichte Verneigung? Es ist nicht Pflicht, daß sich alle Diözesen an eine Antwort halten, die die Ritenkongrgation einem Bischof auf eine Anfrage gegeben hat, aber bedeutungslos ist sie auch nicht. Sie antwortete dem Bischof von Steinamanger auf die Frage: Müssen die Kommunikanten sowohl vor als auch nach dem Empfang der hl. Kommunion eine Kniebeugung machen? mit Ja, und zwar eine einfache Kniebeugung (Eph Lit 54, 370). In Städten und Märkten, die ein Geldinstitut haben, kann man den Kindern nicht den Rat geben, sie sollten ein Opfergeld aus der Sparbüchse nehmen — den Schlüssel hat das Geldinstitut; und dieses Kindersparen ist viel im Brauch (S. 25).

Kein Katechet, kein Seelsorger, der eine Kindermesse zu gestalten hat, möge es versäumen, sich in diesem Büchlein Rat zu holen. Er selbst und vor allem die Kinder werden großen Gewinn haben. Eine wertvolle Bereicherung der Meßliteratur.

Stift St. Florian — Dr. Josef Hollnsteiner

Biographisches

Georg Joseph Kamel S. J. Apotheker, Botaniker, Arzt und Naturforscher der Philippineninseln. Von Josef und Renée Gicklhorn. (Veröffentlichungen der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie. Neue Folge. Herausgegeben von Georg Edmund Dann. Band IV.) (124.) Ein Bild im Text und 14 Tafeln. Eutin (Holstein), Internationale Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie.

G. J. Kamel, in Brünn geboren, in Krummau als gelernter Apotheker in die Gesellschaft Jesu eingetreten, kam 1688 als Laienbruder nach Manila, wo er 1706 starb. Der Orden rühmte ihn als Krankenpfleger, Apotheker, Arzt und Botaniker, der mit gelehrten Männern seiner Zeit, wie John Ray, James Petiver u. a., in Briefwechsel stand und ihnen für ihre Sammlungen Herbarien, Bilder und genaue Beschreibungen der philippinischen Flora und Fauna sandte. Durch ihm kam erstmalig die Kenntnis von Strychnos Ignatii (Jesuitenbohne) nach Europa, woraus 1818 das Alkaloid Strychnin gewonnen wurde. Die Verdienste Kamels um die Botanik ehrte Linné, indem er die Thea japonica oder chinensis dem genus Camellia zuteilte, obgleich Kamel nie in Japan oder China gewesen ist und die Kamelie schon vor ihm bekannt war.

Diesem bescheidenen, fleißigen und wissenschaftlich genauen Forscher widmet der Wiener Universitätsprofessor Dr. Gicklhorn diese Studie, um weit verbreitete Irrtümer zu beseitigen und dem unermüdlichen Forscher eine verspätete Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Wien — Dr. Adolf Kreuz

Helden oder Toren? Heilige Priester — ihr Leben und Wirken. (234.) Trier 1958, Paulinus-Verlag. Leinen DM 8.40.

Sieben, teils sehr bekannte Autoren stellen das Leben von sieben heiligen Priestern dar. Bewundernswert ist es, daß in solch prägnanter Kürze ein so lebendiges Bild der einzelnen Heiligen entworfen werden kann; wunderbar, wie klar, systematisch und doch ehrfürchtig die Wesensstruktur der Charaktere herausgehoben wird. Auch die sprachliche Darstellung ist ausgezeichnet, nur könnten in einer späteren Auflage einige Schönheitsfehler ausgefeilt werden. S. 167, zweiter Absatz von oben, ist mißverständlich, zumindest schwer verständlich ausgedrückt.

Linz a. d. D. — Dr. Josef W. Binder

Allen bin ich alles geworden. Geschichten über das Wirken des Priesters. Gesammelt und herausgegeben von Anton Loetscher. (Vom Geheimnis des Priestertums, Bd. 2.) (157.) Luzern 1958, Verlag Räber & Cie. Leinen sfr 8.20, DM 7.90.

Das Bändchen stellt zügig geschriebene Priestergeschichten aus der besten katholischen Literatur zusammen. Viele davon eignen sich gut zum Vorlesen, wohl auch zur Verwendung in Katechese und Predigt. Aber auch dem stillen Leser gibt das Buch viel zu denken. Der Priester, den die einen fürchten, die anderen lieben, erscheint hier als der Freund aller und als Helfer gerade in den tiefsten Nöten, die den Menschen treffen können.

Linz a. d. D. Igo Mayr S. J.

So war der Pfarrer von Ars. Bilder aus dem Leben eines Heiligen. Von Henri Panneel. Berechtigte Übersetzung ins Deutsche von H. H. P. H. Pfiffner OSB. (246.) Freiburg/Schweiz 1959, Paulus-Verlag. Leinen sfr u. DM 11.—.

Hier wird dem Verehrer des Heiligen von Ars unter Ausnützung der historischen Tatsachen etwas für das Herz geboten. Greifbar lebendig steht in den Kapiteln dieses Buches der demütige, von der Natur schwach begabte, aber von Gott überreich begnadete und liebeglühende Johannes Vianney vor uns. Alles Wesentliche an ihm ist hier zusammengefaßt und in packenden Episoden zu einem richtigen Volksbuch verarbeitet, das in keiner katholischen Bücherei fehlen sollte. Besonders wir Pfarrer — ich war heuer schon in Ars und finde das Milieu dieses Ortes richtig gezeichnet — können uns über dieses Buch herzlich freuen. Es ist in packender Form und doch als richtiges Erbauungsbuch zum hundertsten Gedenktag des Todes Vianneys für uns und unsere Pfarrfamilie geschrieben.

Kronstorf (OÖ.) Pfarrer Leopold Arthofer

Warum wir katholisch wurden. Berichte schwedischer Konvertiten. Von Sven Stolpe. (202.) Heidelberg 1958, F.-H.-Kerle-Verlag. Leinen DM 9.80.

Über die nordischen Konvertiten hört und liest man im allgemeinen viel weniger als über die deutschen, französischen und englischen, obschon sie in mancher Hinsicht noch bedeutungsvoller und bemerkenswerter sind als diese. Zehn Berichte zeigen, wie ernste schwedische Wahrheitssucher aus verschiedenen Berufsständen, Volksschichten und Lagern: Protestanten, Sozialisten und Kommunisten sich zur katholischen Wahrheit durchgerungen haben. In verschiedener Weise legen sie ihr Bekenntnis ab: in leichterem Erzählungs- oder Plauderton, in Form von flüchtig hingeworfenen Tagebuchnotizen oder in hochwissenschaftlichen Abhandlungen, immer bescheiden, gewissenhaft und wahrheitsgetreu; es ist ja nicht so leicht, zu seiner eigenen geistlichen Entwicklung immer die richtige Einstellung zu finden, die verschiedenen Einflüsse richtig einzureihen, die einzelnen Faktoren entsprechend einzuschätzen und einzugliedern.

Auf die Frage: Warum wurden wir katholisch? lautet zwar die letzte Antwort immer: Weil die katholische Kirche die wahre Kirche Jesu Christi ist, aber die Wege, auf denen die einzelnen zu dieser Erkenntnis gekommen sind, waren doch sehr verschieden. Über manche kommt es wie eine plötzliche Erleuchtung, andere schreiten langsam Schritt für Schritt vorwärts durch rein wissenschaftliche Erwägungen, oft viele Jahre lang, anderen zeigen geschichtliche oder soziale Studien den Weg. Da viele dieser Konvertiten aus dem Protestantismus kommen, spielt naturgemäß die Bibel eine große Rolle, öfters ist es die Erkenntnis der Notwendigkeit einer authentischen Erklärung gewisser dunkler, schwer verständlicher Bibelstellen. Auch der Frage um die Kirche wird eifrig nachgegangen, was z. B. die Ausdrücke alleinseligmachend, unsichtbar, unfehlbar zu bedeuten haben.

Bei den meisten tritt ein ernstes ehrliches Streben nach der religiösen Wahrheit entgegen, das sein Ziel jahrelang verfolgt, und ein bewundernswerter Opfermut, der sich auch durch eine gewisse Vereinsammung nicht abschrecken läßt, in die jemand seinen ehemaligen Glaubensgenossen gegenüber oft gerät. Direkte Bekenntnisse von Konvertiten, die das wahre Leben darstellen, sind für uns Priester nützlicher als Romane, bei denen man doch nicht weiß, was Dichtung und was Wahrheit ist.

Linz a. d. D. Adolf Buder S. J.

Sie lebte der Liebe. Lebensbild einer Frau von heute. Tatsachenbericht nach ihren eigenen Aufzeichnungen. Zusammengestellt von einer Benediktinerin der Abtei St. Gertrud in Tettenweis/Niederbayern. (312.) Mit 4 Bildtafeln. Wiesbaden 1957, Credo-Verlag. Kart. DM 7.30, Leinen DM 8.40.

Das Buch ist ein aus eigenen Aufzeichnungen, Briefen und Aussagen von Bekannten zusammengestellter Tatsachenbericht über das Leben einer edlen Frau, Maria Theresia Meyer-Bernhold, geb. Landler (1894—1952). Wir lernen eine begnadete Frau kennen, die zum Heile der eigenen und mancher anderen Seele ein heroisches Opferleben geführt hat. Ihr Grabstein im Münchner Waldfriedhof trägt die Inschrift: „Gott ist die Liebe." Für die Verbreitung dieser lesenswerten Biographie könnten die zum Teil etwas veraltet anmutende Schreibweise und manche übertreibende Formulierungen ein Hindernis bilden.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Verschiedenes

Grüß Gott, Genosse! Von Michael Horatczuk. (168.) Wien 1959, Verlag Herder, Franz. brosch. S 34.—, DM u. sfr 6.—.

Der Verfasser, bekannt durch seine Bücher: „Hier lacht der Aszet" (schon in 5. Auflage erschienen), „Lahme gehen zu Gott", „Schlagworte auf dem Seziertisch", wendet sich in diesem Buche an alle, die von Vorurteilen und Zweifeln gegenüber Glauben und Kirche geplagt sind und doch noch den guten Willen haben, nach Werten zu suchen, welche bleiben und befriedigen. Der Titel des Buches ist nicht glücklich gewählt und dürfte dem Absatz schaden. Wer das Buch zur Hand nimmt, wird es gerne lesen. Es ist nicht leicht, Menschen, die den Schlagworten des Materialismus verfallen sind, denen vielfach auch religöses Gefühl und Gemüt fehlt, die ewigen Wahrheiten Geist, Seele, Jenseits, Gnade, Christus und Kirche wieder zu Begriffen zu machen, nach denen man sein Leben ausrichten soll. Man kann das Buch solchen Menschen bestens empfehlen.

Linz a. d. D. Rel.-Prof. Franz Steiner

Es ist Licht genug. Gespräche über den Glauben und seine vergessene Tiefe. Von F. M. Schäfer. (307.) Innsbruck-Wien-München 1959, Tyrolia-Verlag. Leinen S 85.—, DM u. sfr 13.80.

Ein Laie berichtet über Zwiegespräche zwischen einem Geistlichen (Dr. theol.) und verschiedenen Personen, meist aus studierten Kreisen. Schwere und schwerste Probleme aus dem täglichen Leben werden „gewälzt" mit Menschen, welche wohl die Tiefe des katholischen Glaubens niemals erfaßt haben und deshalb auch nicht vergessen konnten. Diesen Kreisen eine erschöpfende und befriedigende Antwort zu geben auf alle ihre durcheinander gewürfelten Fragen, ist wohl unmöglich und wird deshalb auch nicht versucht. Man trennt sich mit einigen guten Gedanken, vielleicht auch mit neuen Zweifeln oder resignierter Gleichgültigkeit. Es wäre auch Licht genug für sie, wenn sie sich mit religiösen Fragen ernstlich befassen und mit opferbereitem, gutem Willen an die Lösung der großen und kleinen Fragen des Lebens herantreten würden. Das Licht der Gnade wird nicht mit vielen Worten entzündet.

Linz a. d. D. Rel.-Prof Franz Steiner

Pfingsten. Die Ausgießung des Heiligen Geistes am fünfzigsten Tage nach Ostern. Von Stephan Seeliger. (Lukas-Bücherei zur christlichen Ikonographie, Bd. X.) 48 S. Text, 10 Abbildungen im Text, 32 Bildseiten mit 34 Abbildungen und einer Farbtafel. Düsseldorf 1958, Verlag L. Schwann. Halbleinen DM 12.80.

Viele Themen haben ihre erste künstlerische Formulierung in der Miniatur gefunden, da diese wie keine andere Kunstgattung der anregenden Wirkung des Schrifttextes zugänglich ist. So stehen auch hier am Anfang zwei bedeutende Handschriftillustrationen, eine aus dem Osten, die andere aus dem Westen. Die älteste erhaltene Darstellung des Pfingstfestes findet sich in dem 586 vom syrischen Mönch Rabulas im Zagbakloster (Mesopotamien) hergestellten Kodex, der 1497 in die Laurenziana in Florenz gelangte. Die Apostel stehen frontal in zwei Gruppen neben Maria, über ihnen Feuerflammen und der Hl. Geist in Gestalt der Taube. Dieser Typus wurde vermutlich auf Grund älterer griechischer Vorlagen auch für den Westen wirksam. Ein anderes Kompositionsschema findet sich in einer karolingischen Handschrift in St. Paul vor den Mauern, die um 870 in der Gegend von Reims verfertigt wurde. Die Apostel sitzen in vier Dreiergruppen kreisförmig um Maria; am unteren Bildrand sieht man die bestürzten „gentes", am oberen die Himmelfahrt Christi.

Von diesen zwei Grundtypen ausgehend, entwickelt Seeliger die Ikonographie des Pfingstfestes in ihrer formalen und thematischen Wandlung in der ottonischen Malerei über Gotik, Renaissance und Barock bis in die neueste Gegenwart. Die als Höhepunkt mittelalterlicher Kunst mit Recht besonders ausführlich behandelte Reichenauer Schule rückt meist Petrus in den Vordergrund. Gegen 1200 wird wieder Maria zur zentralen Figur, oft selbst mit der Flamme des Hl. Geistes überstrahlt und damit stellvertretend für die Ecclesia gemeint. Als Aussender treten manchmal Gott Vater und Gott Sohn gemeinsam auf — so auf der zeitlich und stilistisch der Rabulasminiatur nahestehenden Ampulle von Monza —, meist aber ist es Christus allein. Darum haben wir die Himmelfahrt Christi über dem Pfingstereignis der Handschrift von St. Paul nicht, wie Seeliger meint, als eine naive Koppelung verschiedener Bildinhalte aufzufassen, sondern als Ausdeutung der Verheißungsworte Christi: „Wenn ich hingehe, werde ich ihn euch senden." In gleicher Weise wie hier trägt schon in einer noch älteren Initialminiatur des Drogosakramentars der den Hl. Geist aussendende Christus die Auferstehungsfahne in der Hand.

Der Beitrag des österreichischen Raumes (Salzburg, Hohenfurth, Mondsee, Stadl-Paura, ganz besonders der Verduner Altar) wird in Text und Bild gewürdigt. Ein reicher Anmerkungsteil und Erläuterungen zu den gut gewählten und vorzüglich wiedergegebenen Abbildungen beschließen das Werk, das bestens empfohlen werden kann. Für unsere Zeit, die neu um die Einheit der Kirche ringt und dazu besonders der Hilfe des Paraklets bedarf, ist es ergreifend, zu sehen, wie sich die christliche Kunst zu allen Zeiten, besonders aber in solchen der Bedrängnis, bemüht hat, das Wirken des Hl. Geistes sichtbar zu machen.

Linz a. d. D. Josef Perndl

Handlanger Gottes. Ein Bericht über den Bauorden von Hans Fischer-Barnicol. (198.) 15 Bildtafeln. Frankfurt am Main 1958, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Engl. brosch. DM 6.80, Leinen DM 8.80.

Wer einen recht lebendigen Eindruck vom Werke P. Werenfried van Straatens, des „Speckpaters", und seiner „Strategie der Barmherzigkeit" wünscht, greife nach diesem Buch. Es kann uns jenes Erlebnis vermitteln, das einen Baugesellen des Bauordens nach einem Arbeitseinsatz über unser gewohntes Leben schreiben läßt, es erscheine ihm geradezu unwirklich. Er apostrophiert damit jenes umhegte, behagliche, satte Leben, in das sich die Christen allzu gerne einkapseln und das oft für die Not des Nächsten nur ein paar recht unverbindliche Trostworte übrig hat. Ein Chinese meint dazu im Buche vielleicht ein wenig überspitzt, aber doch sehr, sehr wahr: „Liebe hat Hände, aber keine Zunge." Liebende Hände, die tüchtig zupacken, sehen wir in diesem Buche in Europa am Werk.

Linz a. d. D. Rudolf Göbl

Therese Neumann. Die Stigmatisierte von Konnersreuth. Ein Bekenntnis von E. Boniface. Aus dem Französischen übersetzt von Josef Probst. (205.) Mit 29 Fotos. Wiesbaden 1958, Credo-Verlag. Kart. DM 8.40, Leinen DM 9.80.

Seit der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre ist der kleine Ort Konnersreuth bei Waldsassen in der Oberpfalz durch Therese Neumann weltbekannt und das Ziel zahlreicher Besucher aus vielen Ländern geworden. Die über Konnersreuth erschienene Literatur ist heute kaum mehr zu übersehen. Die Vollendung des 60. Lebensjahres der Stigmatisierten (geb. 8. 4. 1898) bot dem Credo-Verlag den Anlaß, die von einem französischen Autor geschriebene und 1956 erstmals erschienene Biographie in deutscher Übersetzung vorzulegen.

Ennemond Boniface hat sich seit mehr als 25 Jahren mit Konnersreuth beschäftigt. In drei Kapiteln behandelt er „Konnersreuth in der Bedrohung des Krieges und im Frieden", „Die Neumannschen Phänomene" und die „Erklärungsversuche". Im letzten Kapitel setzt er sich besonders mit dem Vorwurf der Hysterie auseinander. Boniface geht es darum, ein „Bekenntnis" für Konnersreuth abzulegen; im Nachwort des Übersetzers wird er als ein „unbestechlicher Vorkämpfer für Konnersreuth" bezeichnet. Er ist von der Übernatürlichkeit der Phänomene restlos überzeugt. Wer manchen Vorgängen kritisch gegenübersteht, wird daher weniger auf seine Rechnung kommen.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Neues religiöses Kleinschrifttum

Kirche und Freiheit. Kirchliches Lehramt und Freiheit des Denkens. Von Albert Hartmann S. J. — **Was heißt glauben?** Wesen und Gestalt des christlichen Glaubens. Von Otto Semmelroth S. J. (Entscheidung. Eine Schriftenreihe, herausgegeben von Alfonso Pereira S. J. (Je 32.) Kevelaer, Verlag Butzon & Bercker. Je Heft DM —.50.

Hartmann zeigt unter besonderer Berücksichtigung der protestantischen Einwendungen, daß sich richtig verstandenes freies Denken mit der Annahme eines kirchlichen Lehramtes wohl vereinigen läßt.

Semmelroth arbeitet den Begriff des christlichen Glaubens sorgfältig heraus, weist auf die grundlegenden Unterschiede zwischen Glauben und Wissen hin und beweist, daß beide durchaus nicht als feindliche Brüder auftreten müssen.

Linz a. d. D. Adolf Buder S. J.

SCHREIBMASCHINEN

MAYER

Fachgeschäft für den gesamten Bürobedarf

Reichhaltiges Lager in Schreib-, Rechen-, Büromaschinen Vervielfältigungsapparate / Eigene Spezial-Reparaturwerkstätte / Sämtliche Büroartikel / Große Auswahl in Füllhaltern / Reparaturen in eigener Werkstätte

Linz (Donau), Bischofstraße 11

Telefon 25 65 35

SCHUHHAUS Peneder

LINZ, HAUPTPL. 12

Berufsschuhe
Straßenschuhe
Sportschuhe
Hausschuhe
Motorradstiefel
Gummistiefel

REICHE AUSWAHL

Alois Dobretsberger Seit 1860

DAS FÜHRENDE KLEIDERHAUS IN LINZ, LANDSTRASSE 23

Eigentümer und Herausgeber: Die Professoren der Phil.-theol. Diözesanlehranstalt in Linz. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Maximilian Hollnsteiner, Linz, Harrachstraße 7. — Verlag und Druck: OÖ. Landesverlag, Linz, Landstraße 41. — Printed in Austria.

NEUERSCHEINUNG HERBST 1959

SILUAN/SOPHRONIUS

Starez Siluan
Mönch vom Berge Athos

Leben, Lehre, Schriften, dargestellt und herausgegeben von Archimandrit Sophronius
Einleitung zur deutschen Ausgabe von Igor Smolitsch
Aus dem Russischen übertragen von Josephine Kolander

„Das vorliegende Buch führt uns in die Welt der Mönche auf dem heiligen Berg Athos. Im ersten Teil berichtet uns der Verfasser, Archimandrit Sophronius, über Leben und Tod des 1938 auf dem heiligen Berg verstorbenen Starez Siluan. Der zweite Teil bringt uns die eigenen Worte des Starez. — Man kann mit Recht sagen, dieser Mönch Siluan lebte sein Leben auf Erden wie ‚ein himmlischer Mensch'; und mit Recht kann man sagen, dieses Buch bietet der ganzen Welt ‚einen leuchtenden Geist der Kirche Christi'. Starez Siluan gehört nicht der alten Vergangenheit an, er lebte in unserer Zeit, er ist ein lebendiges Bild unserer Gegenwart."

Igor Smolitsch

PATMOS-VERLAG DÜSSELDORF

NEUERSCHEINUNG HERBST 1959

ÉTIENNE GILSON

Johannes Duns Scotus

Einführung in die Grundgedanken seiner Lehre
Aus dem Französischen übertragen von Werner Dettloff

Étienne Gilson gehört zu den bekanntesten und kenntnisreichsten Autoren, die über das mittelalterliche Geistesleben schreiben, und er besitzt die Gabe, die kompliziertesten spekulativen Probleme verständlich zu machen, ohne sie zu vereinfachen. Sein Buch über Duns Scotus will in die philosophischen Grundlehren dieses großen Franziskanertheologen um die Wende des 13. Jahrhunderts einführen, es vermittelt aber zugleich wertvolle Einblicke in dessen theologisches Denken, von dem das Philosophische nicht losgelöst werden darf, was aufzuzeigen gerade eines der besonderen Anliegen Gilsons ist. Es ist das Verdienst des Verfassers, durch sein aus jahrzehntelanger Bemühung um Duns Scotus gewachsenes Werk einen außerordentlich wertvollen Beitrag zur Rechtfertigung und Erschließung eines mit Vor- und Fehlurteilen reichlichst bedachten Denkers geliefert zu haben.

L. SCHWANN-VERLAG DÜSSELDORF